



Das Grabmal der h. Genovefa.

S

Das Gl  
Das Go  
Jahre  
Der alt  
der au  
Eine sch  
Die beid  
Wie de  
Gandi  
Waterun  
Werkwü  
Englä  
Eine sch  
Friedric



Deutscher  
Jugend-Almanach.

Ein  
Geschenk für fleißige Kinder

von  
Ph. Jac. Heumer.

Neue Folge.

VI. Jahrgang.

Erste Abtheilung.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite		Seite
Das Glücklein des Glücks . . . . .	1	Der Walfischfang . . . . .	25
Das Gottesurtheil an der Wupper im Jahre 1232 . . . . .	2	Die Geschichte der heiligen Genoveva und ihr Grabmal in der Frauentirche bei Andernach . . . . .	30
Der alte Handwerker an seinen Sohn, der auf die Wanderschaft geht . . . . .	5	Schicksale eines Grönlandfahrers . . . . .	35
Eine schöne Antwort . . . . .	8	Die Lauben . . . . .	40
Die beiden Steine . . . . .	9	Der Tod eines Greises . . . . .	41
Wie der alte Dessauer einmal einen Candidaten examinirte . . . . .	11	Thätige Menschenliebe . . . . .	43
Vaterunser . . . . .	12	Aus Pfennigen werden Thaler . . . . .	46
Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers . . . . .	14	Der König und sein Bruder . . . . .	50
Eine schreckliche Täuschung . . . . .	17	Zieten im zweiten schlesischen Kriege . . . . .	51
Friedrich's des Großen Lebensende . . . . .	20	Die Gemse . . . . .	56
		Die ungleichen Kinder Eva's . . . . .	60
		Sechs Räthsel . . . . .	62

Mit Steinzeichnungen.

Wesel, 1861.

Druck und Verlag von A. Bagel.

D. Lit. 1431.

<sup>2</sup>  
5

LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
DÜSSELDORF

10. 1528.

Der S  
Er na  
„Mein  
Doch  
Du de  
Mein  
Nach  
Ich ge  
Der S  
Er sie  
Zu T  
Wie f  
Und a  
Worin  
Läßt  
Das  
Den  
So of  
Und t  
An de  
Und  
Doch  
Dft  
Da  
Einst  
„Aus  
Da f  
„He  
Einst  
„Mei  
Da f  
„He  
Der  
Und

Zu



## Das Glöcklein des Glücks.

Der König lag am Tode; da rief er seinen Sohn;  
Er nahm ihn bei den Händen und wies ihn auf den Thron:  
„Mein Sohn,“ so sprach er zitternd, — „mein Sohn, den laß ich Dir;  
Doch nimm mit meiner Krone noch dieses Wort von mir:  
Du denkst Dir wohl die Erde noch als ein Haus der Lust;  
Mein Sohn, das ist nicht also; sei dessen früh bewußt!  
Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück; —  
Ich geb' in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!“  
Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn begriff ihn nicht:  
Er sieht noch rosenfarben die Welt, im Maienlicht.  
Zu Throne sitzt er lächelnd; beweisen will er's klar,  
Wie sehr getäuscht sein Vater von düsterm Geiste war. —  
Und auf das Dach des Hauses, grad' über seinem Saal,  
Worin er schläft und sinnet und sitzt am frohen Mahl,  
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang;  
Das läutet, wie er unten nur leise zieht den Strang.  
Den aber will er rühren (so thut er's kund im Land),  
So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand;  
Und traum! zu wissen glaubt er's, — da wird kein Tag entflieh'n,  
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte zieh'n.  
Und Tag um Tage heben ihr rosig Haupt empor;  
Doch Abends, wenn sie's senken, trägt's einen Trauerflor.  
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht: —  
Da zuckt ihm was durch's Inn're, das Seil berührt er nicht.  
Einst tritt er, voll des Glückes erhöhter Freundschaft, hin:  
„Ausläuten!“ ruft er, „will ich's, wie hoch beglückt ich bin!“  
Da kuckt' ein Bot' in's Zimmer, der's minder spricht, als weint:  
„„Herr, den Du Freund geheissen, verrieth Dich, wie ein Feind!““ — —  
Einst fliegt er, voll des Glückes erhörter Lieb', herein;  
„Mein Glück, mein Glück,“ so ruft er, „muß ausgeläutet sein!“  
Da kommt sein blasser Kanzler und murmelt bang' und scheu:  
„„Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu'?““  
Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein Land  
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand;



Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von Duft,  
 Und drauf den Fleiß der Menschen und drüber hat er Luft.  
 Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder, sieht hinaus,  
 Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.  
 Zum Saal hin eilt er glühend, will zieh'n, will läuten, sieh'! —  
 Da stürmt's herein zum Saale; da fällt's vor ihm auf's Knie.  
 „Herr König, siehst Du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl!  
 So rauchen uns're Hütten, so blitzt der Nachbarn Stahl!“  
 „„Ha, freche Räuber!““ donnert der Fürst in wildem Glüh'n,  
 Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen zieh'n.  
 Schon bleichen seine Haare; vor Dulden wird er schwach,  
 Und stets noch schweigt das Glöcklein auf seines Hauses Dach;  
 Und wenn's auch oft, wie Freude, sich auf die Wang' ihm drängt,  
 Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinauf gehängt. —  
 Doch als er, um zu sterben, in seinem Stuhle saß,  
 Da hört' er von dem Fenster Geschluchz' ohn' Unterlaß.  
 „Was soll das?“ fragt er leise den Kanzler, „sprich's nur aus!“  
 „„Ach, Herr, der Vater scheidet, — die Kinder steh'n vor'm Haus!““  
 „„Herein mit meinen Kindern! — Und war man mir denn gut?““  
 „„Ständ', Herr, zu Kauf ein Leben; sie kauften Dein's mit Blut!““  
 Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften Schritt's herein,  
 Und will ihn nochmal segnen, ihm nochmal nahe sein:  
 „Ihr liebt mich also, Kinder?“ — Und tausend weinen: „„Ja!““  
 Der König hört's, erhebt sich, steht, wie ein Heil'ger, da;  
 Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile stumm,  
 Thut einen Riß, — es läutet, — und lächelnd sinkt er um.

### Das Gottesurtheil an der Wupper im Jahre 1232.

Es war am Tage Johannes des Täufers im Jahre 1232, als Graf Heinrich I. von Berg auf seinem Schlosse Neuenburg a. d. Wupper Gerichtstag hielt. Die Lehnsleute und schöffenfähigen Edeln des bergischen Landes, so wie die Lehenbauern und zinspflichtigen Leute waren zum gleichzeitigen Lehenstage gekommen, um den Zins und andere Abgaben zu entrichten. Dem Herkommen gemäß wurde das Gericht unter einer mächtigen Eiche gehalten, die am südlichen Ende des Schloßberges stand. Nach einer feierlichen Messe begannen die Verhandlungen. An einem langen Tische saß der Graf mit dem Schultheißen und Schöffen.

Neben  
 die H  
 in der  
 die An  
 der G  
 zu drei  
 er den  
 Schöff  
 genom  
 Anklag  
 treten  
 trat zu  
 hob se  
 Ger h  
 schmach  
 scholter  
 er font  
 dieser  
 uns da  
 loren  
 soll er  
 tes Ge  
 Steinb  
 Graf  
 der Ta  
 Lügner  
 Vorsch  
 dern i  
 bedacht  
 Eidesh  
 berieth  
 dem ih  
 und de  
 Graf  
 Zeichen  
 hard v  
 die Ta  
 heraus  
 Sache  
 einem  
 die Sch



Neben ihm stand ein Edelknabe, der ein entblößtes Schwert in die Höhe hielt. Eben so hatte jeder Schöffe ein blankes Schwert in der Hand. Unten an der Tafel stand der Herold, zu welchem die Ankläger traten. Als die Versammlung vollzählig war, nahm der Graf das Schwert aus der Hand des Edelknaben und schlug zu dreien Malen mit flacher Klinge auf die Tafel. Dann legte er den Stahl vor sich nieder, und ein Gleiches vollbrachten die Schöffen zum Zeichen, daß das Gedinge (Gericht) seinen Anfang genommen habe. Der Herold rief aus, daß die, welche eine Anklage auf Leib und Leben hätten gegen Jemanden, zu ihm treten möchten, um das Recht darüber sprechen zu hören. Da trat zu ihm der junge Engelbrecht vom Boldenberge, erhob seine Rechte und sprach: „Ich klage vor diesem Gericht Gerhard von Steinbach, der sich nennt zum Stein, einer schmachvollen unritterlichen That an, und stelle dazu zwölf unbescholtene Eideshelfer. Den edlen Gerlach von Scherven hat er sonder Fehde meuchlings erschlagen im Schwelmer Walde, als dieser gegen den Grafen von der Mark im Streite lag, und hat uns dadurch geschwächt, so daß wir zehn wehrhafte Männer verloren haben. Kann er, so mag er sich reinigen, aber bis dahin soll er das Angeficht unbescholtener Schöffen meiden.“ Ein lautes Gemurre erfolgte ringsum auf diese Anklage; denn der edle Steinbach war als ehrenhaft jedermänniglich bekannt. Doch der Graf gebot Ruhe und der Beschuldigte nahm sein Schwert von der Tafel, er trat vor den Ankläger und nannte diesen einen Lügner und Verläumder, weil er den von Scherven weder zum Vorschub des Feindes, noch auf heimliche boshafte Weise, sondern in gerechtem gleichem Zweikampf, der eigenen Nothwehr bedacht, und ohne Arglist gefällt habe. Da rief der Graf die Eideshelfer vor und diese beschworen die Anklage; die Schöffen beriethen sich und erklärten, daß der Beschuldigte, bis er sich von dem ihm zur Last gelegten Verbrechen gereinigt habe, zu ächten und des Schöffenrechts verlustig zu erklären sei. Da schlug der Graf mit umgekehrtem Schwerte dreimal auf die Tafel, das Zeichen der Aechtung, und der Herold rief diese aus. Aber Gerhard von Steinbach rief nach Roß, Speer und Schild und auf die Tafel warf er seinen Handschuh und forderte die Ankläger heraus, in gerechtem Zweikampfe durch das Urtheil Gottes ihre Sache zu erweisen. Der vom Boldenberge aber versagte es, mit einem Geächteten und Ehrlosen in die Schranken zu reiten, und die Schöffen verwarfen den Zweikampf und raunten von Bahrrecht,



von Feuer- und Heiligenprobe. Der von Steinbach aber zu Roß, auf's Höchste entriistet, schwur auf sein Schwert, daß er unschuldig sei; er behauptete, daß die ihm anheimgestellten Unschuldssproben keines wehrhaften Mannes würdig seien und deutete die jähe Bergwand hinab auf die Wupper, die dort unter Felsen rauscht. So will ich, rief er, den steilen Felsen dort, den nie eines Renners Huf betrat, hinuntersprengen mit Roß und Wehr, und die Fische drunten im Flusse mögen meinen zerschmetterten Leichnam zur Beute gewinnen, wenn ich nicht des Meuchelmordes und jedes Ehrenmakels bar, die Hand jetzt empor hebe und meine Unschuld nochmals betheure! — Mit flammenden Augen durchflog er die Reihen der Schöffen, aber ängstlich schauten alle Anwesenden hinab den schwer zu kletternden Abhang, den selbst der bergkundige Fußgänger in gerader Richtung zu steigen vermeidet, und schauernd gedachten sie der schwindlichten Höhe, die sechs aufeinander gesetzte Kirchtürme nicht erreichten.

„Ist es möglich,“ fragte Gerhard von Steinbach, „daß mit dem besten Rosse der gewandteste Reiter, durch Rosses- und Manneskraft ohne sichtbare Hülfe Gottes, die nur dem Schuldlosen zu Theil wird, diese jähe Wand ohne Schaden hinunter gelangen könnte?“

„Nein!“ — riefen die kühnsten Männer, „das ist über Reiterthat, das hieße, sich in's offene furchtbare Grab hinunter stürzen, wenn nicht ein sichtbares Wunder den Günstling des Himmels, der sich zu solchem unterstände, retten wollte!“ „So sei denn Gott dem Schuldlosen gnädig!“ rief der Ritter hoch zu Roß, setzte die Sporen ein und wandte sich gegen die steile Klust. Ein bleiches Entsetzen erfaßte alle Anwesenden, als Gerhard von Steinbach den Rand des Berges erreichte. Das gute Roß wollte seitwärts lenken und bäumte sich, scheu vor der schwindlichten Tiefe, allein der Ritter riß es hinab und donnernd schallte der Hufschlag mit immer rascheren Stößen über die fast senkrechte Ziegenweide, über die Felsen und das nachrasselnde Steingerölle hinab. Gleich einer Schwalbe schoß er daher im Fluge. Von droben sah man das Unmögliche geschehen zur Bekräftigung der Wahrheit, zum Beweise der Unschuld. Quer über den sogenannten Felspfad schoß der Reiter dahin und dann von dort, von thurm hohen Felsen in mächtigem Sprunge hinab in den Fluß. Unversehrt gelangten Roß und Reiter hinab, nicht einmal wankte der Ritter im Sattel und Speer und Schild hielt er, wie er sie oben gefaßt hatte. Und die droben wurden irre an ihren

Sinn  
was  
männ  
mit  
die  
getra  
Men  
den  
Schl  
dort  
Rosse  
sich  
die  
Berl

und  
dung  
wisse  
wo  
fund  
Schl  
und  
des  
jenes

ein  
Du  
hast  
an,  
mein  
Trie  
ches

was  
Du



Sinnen, sie sahen es und wähten, es sei ein kühner Traum, was sie gesehen, und Aller Blicke waren festgebannt an den männlichen Ritter, der aus der Tiefe des rauschenden Flusses mit lauter Stimme dem Himmel dankte. Darauf schaute er gegen die schroffe Felswand empor, die ihn so eben sein Roß herab getragen; und auch ihn faßte ein Grausen, als er sah, wie eine Menge Steine, die der Huftritt gelöst, noch nachrollten und in den Fluß hinabschossen. Dann rief er, seine Rechte gegen den Schloßberg erhebend: „So müssen Gras, Moos und Strauch dort vergehen und nimmer wieder sprossen, wo die Hufe meines Rosses gestreift, auf daß ein ewiges Mal bleibe und alle Welt sich erbaue daran, wie Gott dem Unschuldigen beisteht, und die gekränkte Ehre des Mannes rein wäscht vom Gifte der Verläumdung!“

Als er diese Worte gesprochen, lenkt er sein Roß zum Ufer und ritt, unbekümmert um Kläger und Richter und um die Wendung des Urtheilspruchs, mit dem Frieden, den ein gutes Gewissen gewährt, nach der heimatlichen Burg. Die Stelle aber, wo der kühne Ritter durch das Gottesurtheil seine Unschuld kund gab, wird noch heute an der südlichen Wand des Bürger Schloßberges gezeigt; nie wächst dort Gras, Moos oder Strauch, und so bleibt in diesem fahlen Streifen, der sich vom Scheitel des Berges bis zur Wupper hinabzieht, ein ewiges Denkmal jenes wahrhaften Gottesurtheils.

(Aus: Borussia, von Lüttringhaus.)

### Der alte Handwerker an seinen Sohn, der auf die Wanderschaft geht.

Mein Sohn! Ein Handwerk hat, sagt das Sprüchwort, einen goldenen Boden. Du bist ein reicher Mann, so lange Du Keinem etwas schuldig und noch einen Groschen in der Tasche hast. — Gott hat mir meine Arbeit gesegnet; ich fing mit nichts an, und habe jetzt Vermögen und Ansehen. Ich verstehe aber mein Handwerk. Bei vielen Handwerkern fehlt die Lust, der Trieb und das Geschick, ihr Handwerk zu vervollkommen. Solches muß man in der Fremde lernen.

Um mit Nutzen zu reisen, mußt Du unterwegs nichts sehen, was Du nicht recht genau betrachten kannst. Vor Allem mußt Du aber erfahren: wozu ist das? und wie ist das gemacht?



Wer anders reiset, der reiset nur im Schlafe durch die Welt, und hat in der Fremde grüne Bäume, weiße Häuser und zwei-beinige Menschen gesehen, was er daheim auch findet. Ich habe junge Handwerker gekannt, die in großen Städten lange gewesen sind, und doch nichts anders wissen, als welches Wahrzeichen diese oder jene große Stadt hat. So wie man oft sehr richtig aus den Gesichtszügen eines Menschen auf seine gute oder schlechte Gemüthsart und seine besondere Denkart schließen kann, so haben auch manche Städte schon gewisse äußere Züge, woraus sich das Weitere muthmaßen läßt. Das sind dann die wahren Wahrzeichen, die jeder reisende Handwerker überall beobachten soll; denn sie helfen ihm auf die Spur von dem, was er in der Stadt, worin er angekommen, zu finden hat. Findest Du viele Schenken in einem Dorfe, so verlaß Dich darauf, Du findest darin wenig Sparsamkeit, viele lustige Gesellen, aber wenig häusliches Glück. Wo Du dem Landmanne nicht schon mit Sonnenaufgang bei der Feldarbeit begegnest, da sitzen gewiß viele des Abends im Wirthshause zusammen lange nach Sonnenuntergang. Wo die Glocken zu oft läuten, und die Fest- und Feiertage kein Ende nehmen, da stecke kleine Münze in die Tasche, wenn Du wanderst, denn Du wirst sie für Bettler brauchen. Kommst Du in eine Stadt, wo die Misthaufen auf der Straße liegen, da rechne auf keine Arbeit bei einem Meister; denn die Bürger daselbst sind nur Bauern. Misthaufen in Städten beweisen, daß die Polizei ihre Brille nicht sauber gepuzt hat. Fahren am Tage prächtige Carrossen durch die Stadt, und des Abends fehlt die Beleuchtung, so gleicht die Stadt einer Dirne, die gern schön sein möchte, und unter seidenen Kleidern ein zerrissenes Hemde trägt. — Wo Bettler und Landstreicher an den Landstraßen ihr Mittagsmahl verzehren, da nimm Dich in Acht. Eine Stadt, in welcher Gras auf den Straßen wächst, und ein Land, worin die Straßen elend sind, haben keinen Handel und Wandel, und Du findest da keinen ordentlichen Meister; gehe still vorüber. Siehst Du in einer Stadt viele bleiche, schwind- und lungensüchtige Mädchen, so schließe, daß es dort nicht an Tanzböden fehlt. Wo die Alten daheim arbeiten und die jungen Herren in den Wochentagen viele Lustparthieen machen, kannst Du Bankerotte prophezeihen. Schließe nicht von den großen Kirchtürmen einer Stadt auf die Frömmigkeit, oder aus der schönen Kirche auf die Religion; oder aus dem seidenen Rocke und den seidenen Strümpfen eines Mannes auf den großen Reichthum desselben; oder aus dem schön gemalten

Gläse  
Alles  
zu b  
migke  
ist, i  
Besch  
schöne

dasjer  
die P  
könne  
nicht  
Stadt  
nicht  
zum  
grüße  
Wo  
Poliz

mit  
gründ  
Bettl  
sten  
einem  
rechte  
ten  
Haus  
schwe  
Gast  
Trin  
und  
Köchi

ab;  
nehm

gesag  
und  
Wal  
Du  
Dich



Gläse auf dem Hausschilde auf gutes Getränk. Oft sind das Alles nur Aushängeschilder, um schlechte Waare an den Mann zu bringen und die Leichtgläubigkeit zu täuschen. Wahre Frömmigkeit ist demuthsvoll und still; wo der Kirchthurn am höchsten ist, ist die Religion oft am kleinsten; der Reiche ist oft der Bescheidenste; der gute Wein findet seinen Käufer ohne einen schönen Kranz.

Willst Du ein stilles, glückliches Land bewohnen, so wähle dasjenige, von dem die Zeitungen am wenigsten schreiben. Wo die Bauern grob sind und die Hand nicht zum Hute heben können, da hat der Meister in der Schule seine Schuldigkeit nicht gethan. — Hast nicht nöthig, um die Ringmauern einer Stadt zu gehen, um zu erfahren, ob sie groß oder klein sei, auch nicht nöthig, deshalb auf einen Thurm zu steigen. Sieh' nur zum Fenster hinaus auf die Straße, ob sich die Leute gegenseitig grüßen. Je mehr dieses der Fall ist, desto kleiner ist die Stadt. Wo Du keine Nummern an den Häusern siehst, da hat die Polizei noch nie hinein gesehen.

Kommst Du in ein Land oder Ländchen, wo die Landstraßen mit Obstbäumen bepflanzt sind, wo man nichts von Gemeinheitsgründen weiß, wo der Fremde freundlich begrüßt wird, wo die Bettler nicht an allen Kreuzwegen liegen, wo Schulen die schönsten Gebäude sind, — da, mein Sohn, ruhe aus; Du bist in einem Lande, wo rechtliche Leute wohnen, die den Kopf an der rechten Stelle haben. Verlaß Dich darauf, wo erbärmliche Hütten um einen prächtigen Palast liegen, da ist die Armuth zu Hause und der Hunger Regent, während Einer im Ueberfluß schwelgt und Hundert weinen. Geh' vorüber! — Wo man viele Gast- und Trinkmahle in einer Stadt hält, und Essen und Trinken das Ende von jedem Liebe ist: da sind die Köpfe Knechte und der Magen und die Gurgel sind Hausherrn; da gilt eine Köchin mehr, als ein vernünftiger Mann.

Alles hängt in dem Lande, worin man lebt, von den Oberen ab; sind diese im Kleinlichen groß, dann kannst Du sicher annehmen, daß sie in großen Dingen klein sind.

Ich habe Dir jetzt genug gesagt. Nicht, daß ich Dir Alles gesagt hätte; aber Du kennst nun ungefähr Deinen Maßstab, und worauf Du vorzüglich zu achten hast — die rechten Wahrzeichen. — Folge meinem Rathe: frage viel, wenn Du an einen andern Ort kommst, antworte sehr kurz; stelle Dich unwissender, als Du bist, und man wird Dich überall gerne



unterrichten. Lobe alles Lobenswerthe, aber tadle nicht alles Tadelnswerthe, und Du wirst alle Herzen gewinnen; denn die meisten Leute sind schwach, und mit ihrer Eitelkeit kann man sie leiten, wie ein Roß am Zaume. Sei auf Deiner ganzen Reise fleißig, sparsam, fromm — wißbegierig, bescheiden, verschwiegen — muthig, still und beharrlich, so wirst Du einst heimkommen zu Deinen Eltern als ein ganzer Mann, und dann besser, klüger, reicher und angesehenener werden.

Die Schrift sagt: Suchet, so werdet ihr finden. Das Suchen ist unsere Sache, und das Glück die Folge unseres eigenen Benehmens; daher das Sprüchwort: Ein Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied. — Die Geduld ist die Mutter des Wissens, der Schlüssel zu allen Thüren, das Heilmittel aller Uebel. Ungeduld — Widerwärtigkeit ist das Vollmaß der Leiden. — Das Leben des Menschen ist wie ein weißes Blatt: man muß nur gute Handlungen darauf schreiben.

Man freute sich über Deine Geburt, und Du weintest; — lebe nun so, daß Du Dich Deines Todes freuen könntest, und daß Andere Dich beweinen.

### Eine schöne Antwort.

Ein Lehrer katechisirte einst in seiner Schule über die Geschichte vom zwölfjährigen Jesus an dem Osterfeste und suchte den Kindern zu zeigen, wie Jesus, als Kind, allen Kindern ein Vorbild sei. Jedes Kind müsse — wenn es ein Gotteskind sein wolle, zunehmen an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Die Kinder waren sehr aufmerksam und der Lehrer sprach aus einem so warmen, gläubigen Herzen, daß jedes seiner Worte wie warme Thautropfen in die jungen Herzen fielen. Der Pastor war gegenwärtig und hatte sich über den Lehrer und über die Schüler innig gefreut; „das ist eine Religionsstunde,“ sagte er zu sich selbst, „die nicht ohne Segen bleiben wird.“ Die Stunde war zu Ende und der Geistliche wollte gehen. Da dachte er, du mußt doch noch eine Frage an die Kinder richten. „Liebe Kinder!“ sagte er, „es ist euch Christus als ein Vorbild hingestellt worden, dem ihr nachzukommen suchen sollt. Kann nun wohl ein Kind vollkommen werden, wie das Jesuskind es geworden ist?“ — — Eine lange Pause trat



ein; da erhob ein kleines Mädchen seinen Finger, um das Zeichen zur Antwort zu geben. „Nun, mein Kind?“ fragte der Prediger. Das Mädchen antwortete hocherröthend: „Das muß man erst probiren!“ „Bravo!“ sagte der Pfarrer; „das ist eine Antwort, die hätte mancher Doktor und Professor nicht gegeben!“

Merke: Ein Glaube ohne gute Werke ist todt.

### Die beiden Steine.

„Schaffet mir neuen Borrath zum Bau!“ sprach der Meister zu den Arbeitern im Steinbruche, der an der Nordseite des Urgebirges in die Felsenmasse gehöhlt war. „Suchet die kräftigste Lage, denn die Zeit hat genagt am heiligen Dome. Lücken drohen am stützenden Pfeiler, und selbst aus des Gewölbes kühn geführtem, kräftigem Bogen löset sich mancher Marmorblock, und stürzt verstäubend herab. Schaffet neuen Borrath zum Ersatze, daß der heilige Bau ewig stehe und ohne Wanken, so lange nur Menschenwerke zu dauern vermögen.“ — Und die Arbeiter ergriffen die eifrige Hacke und das fleißige Steinbohr, und schlugen ein in die feste Wand.

Schmetternd tobte der Mine Kraft, und es zersprang der Mutterschooß, die feste Erddecke und Baumwurzeln und niedrig Gestrüpp und die dicht geflochtene Mooshülle zerrissen, und eine Menge schöner Felsblöcke bedeckte den Raum umher. — Und da es hell ward im Osten, erschien der Meister, und freute sich der vollendeten Arbeit und des Gewinnes; doch unter dem Haufen zogen zwei Steine vorzüglich seine Augen an, und er zeigte den Arbeitern ihre festen Adern und das glänzende Korn und den glatten Bruch, und betrachtete sie mit Wohlgefallen, ihre höhere Bestimmung ahnend und bedenkend. — Aber der folgende Tag war ein Feiertag, und der Steinbruch war leer von seinen täglichen Hütern und Freunden, und wie der Abend kam, streifte ein wildes Heer leichtsinniger Knaben am Gebirge umher, und trieb vielfaches Spiel und Unfug mit seiner erwachenden Kraft. Am Abhange des Steinbruchs standen sie, und gelockt von Muthwillen, erprobten sie vereint ihre Stärke an den Söhnen des Urgebirges, und wälzten keuchend gerade die beiden Lieblinge des Meisters an den abschüssigen Rand, und von ihrem Jauchzen und Händeklatschen begleitet, rollten die beiden schönen Steine



nach einander hinab weithin in das niedrige Thal. Ein großes stehendes Wasser dehnte sein schilfiges Becken aus im Thale, dahin trieb sie des hohen Falles Gewalt, und sie stürzten hinab in das schmutzige Gewässer, und nur die Scheitel ihrer Häupter ragten hervor, und blieben am Tage. — Und viele Wochen vergingen, denn die Arbeiter oben hatten viele Arbeit, und vermißten die Entführten nicht unter dem Haufen. Tief im Schlamm lagen diese; — gehöhlte, vom Alter gebeugte Weiden beschatteten sie; der giftige Wasserschierling war ihr Nachbar und umfaßte sie mit seinen Zweigen; faule Moose überzogen sie und feuchte Flechten; der kalte, aufgeblasene Frosch erkor sie zu seinem Throne, und sonnte sich auf ihnen; Abends umhüllte sie der Unken widerliches Vied, und eine bunte Wasserschlange wohnte in ihren Höhlungen.

Und die vorüber gingen durch das blumenreiche Thal, sprachen zu einander: „Seht die schmutzigen Steine! Gift und Moder ist bei ihnen, und sie sind eine Wohnung des häßlichsten Gewürms.“

Lange Tage verliefen, da kam, wie es in Osten hell ward, der Meister wieder in den Steinbruch, Befehle zu geben, und die Baumaterialien zu holen mit seinen Gesellen, und sein Auge vermißte schnell das Zwillingspaar der Marmorblöcke. „Wer hat den Raub begangen?“ sprach er erzürnt, und sandte die Seinen sogleich umher in der Gegend, zu forschen und zu suchen; und drei der Gesellen kamen, wie es hoher Mittag war, an den Sumpf, und die Sonne beschien das Wasser, und ein Stück des weißen Gesteins schimmerte aus dem Schmutze hervor. Eilig meldeten sie den Fund, und der Meister stieg hinab mit Seilen und Gebälk, und man zog die Versunkenen hervor an das Licht, das ihnen so lange gemangelt hatte.

Und der Meister sprach: „Säubert sie und laßt sie trocknen an der Sonnenwärme, und prüfet sie dann in der Nacht mit Eisen und Feuer; damit wir erfahren, ob der giftige Sumpf sie verdarb und ihr Inneres anfraß; denn nur der gediegene, feste Stein ist des Platzes werth im Tempel des Heiligen.“ — Und die erfahrenen Gesellen und Arbeiter thaten nach seinem Willen im Mondenscheine eine lange Nacht hindurch.

Wieder röthete sich der Osten, da kehrte der Meister zurück, und siehe da! der eine Stein war geborsten im Feuer und zu Staube zerfallen vor dem Eisen, und der Meister wandte sich traurig von ihm; aber glänzender und fester als je prangte der andere Stein, und freudig sprach der Herr des Steinbruchs:

„Sorg  
denn d  
leicht  
dem ja  
und B  
Werth  
und T  
U  
nete ik  
der B  
Altars

Wie i

Garni  
Candi  
sich ei  
ledigte  
bloßen  
treten  
„ich r  
bei D

Da f  
wenn  
leicht  
liegt,  
beizul

wohl

dat,  
mir

sehr



„Sorgsam hebt mir diesen auf, und schafft ihn zum Bauplatze, denn der ist mir willkommen und lieber denn tausend andere! Leicht erhält sich der Glanz und die Schönheit und Kraft unter dem schützenden Dache und sorgsamer Hut; aber wo in Gefahr und Wetter und Schmutz der Kern gut blieb und den innern Werth nicht verlor, da ist Aechtheit und Bewährung, Wahrheit und Treue.“

Und er schaffte den Stein in das hellste Licht, und bezeichnete ihn mit Zirkel und Winkelmaaß, und ließ ihn ebnen nach der Bleiwage und Wasserwage, und er wurde eine Platte des Altars und trug das heilige Evangelium.

### Wie der alte Dessauer einmal einen Candidaten examinirte.

Bei dem Regimente des Dessauers, das in Halle in Garnison lag, war die Stelle eines Feldpredigers erledigt. Ein Candidat, der schon lange auf eine Anstellung gehofft hatte, faßte sich ein Herz, ging zum Fürsten und bat denselben um die erledigte Stelle. Leopold saß, in seiner gewohnten Weise, im bloßen Hemde am Kamin. „Was will Er?“ rief er dem eintretenden Candidaten entgegen. „Durchlaucht!“ versetzte dieser, „ich wollte Sie dringend bitten, mir die erledigte Feldpredigerstelle bei Dero Regimente zu verleihen!“ —

— „Was? Er getraut sich eine solche Stelle auszufüllen? Da sieht Er mir gar nicht nach aus. Sag' Er mal, im Kriege, wenn der gemeine Mann den Tod vor Augen sieht, dann ist er leicht zugänglich; aber jetzt, im Frieden, wo er in der Garnison liegt, da säuft, spielt, stiehlt und h... er; da hält es schwer, ihm beizukommen.“ —

— „Ich habe eine Waffe, Durchlaucht, mit der ich es wohl versuchen würde, Jedem an das Gewissen zu treten.“

— „So? Was ist das für eine Waffe?“

— „Das Wort Gottes!“

— „Ei! dann denke Er sich, ich sei so ein liederlicher Soldat, der mancherlei Vergehen wegen in Arrest säße; nun soll Er mir eine Strafpredigt halten. Laß Er einmal hören!“

— „Durchlaucht, dann muß ich bitten, daß Sie aufstehen!“

Der Fürst stand auf und nun begann der Candidat in einer sehr ernstern Weise eine scharfe Bußpredigt zu halten. Der



wackere Mann kam so in's Feuer, daß er vergaß, zu welchem Zweck er hier sei. Auch der Fürst war so ergriffen, daß er zuletzt in demüthiger Gestalt vor dem jungen Theologen stand und ihm zwei große Thränen über die Wangen rollten. Die Gemahlin des Fürsten befand sich im Nebenzimmer. Als sie eine fremde Stimme so eindringlich sprechen hörte, öffnete sie leise die Thür und war nicht wenig erstaunt, einen jungen Geistlichen zu sehen, der ihrem Gemahl eine strenge Strafpredigt hielt.

— „Lieber Leopold,“ rief sie, „was geht denn hier vor?“

— „Nichts, nichts, liebes Kind!“ sagte der Fürst, „ich halte nur ein Feldprediger-Examen ab.“ Dann wendete er sich zu dem Candidaten wendend: „Er hat seine Sache sehr gut gemacht, Er soll die Stelle haben. Geh' Er mit Gott.“ — —

Der Deßauer pflegte oft zu sagen: „Ein Soldat, der keine Religion hat, ist nur ein Malz.“ — Das herrliche Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott“ — nannte er in seiner derben Sprache: Unser's Herrgotts Dragonermarsch.

### Vater unser.

Blitze lauern hinter Wolken,  
In den Eichen wühlt der Sturm;  
Dicke Wald; ein Rothgeläute  
Hallt schon dumpf von manchem Thurm.

Ruhig unter'm breiten Baum,  
Seine Pfeife in dem Mund,  
Liegt der alte Räuberhauptmann;  
Ihm zu Füßen schläft sein Hund.

Und ein Jüngling, bleich wie keiner,  
Streckt sich ihm zur Seite hin.  
„Schleif' dein Messer!“ spricht der Alte;  
Er gehorcht mit schwerem Sinn.

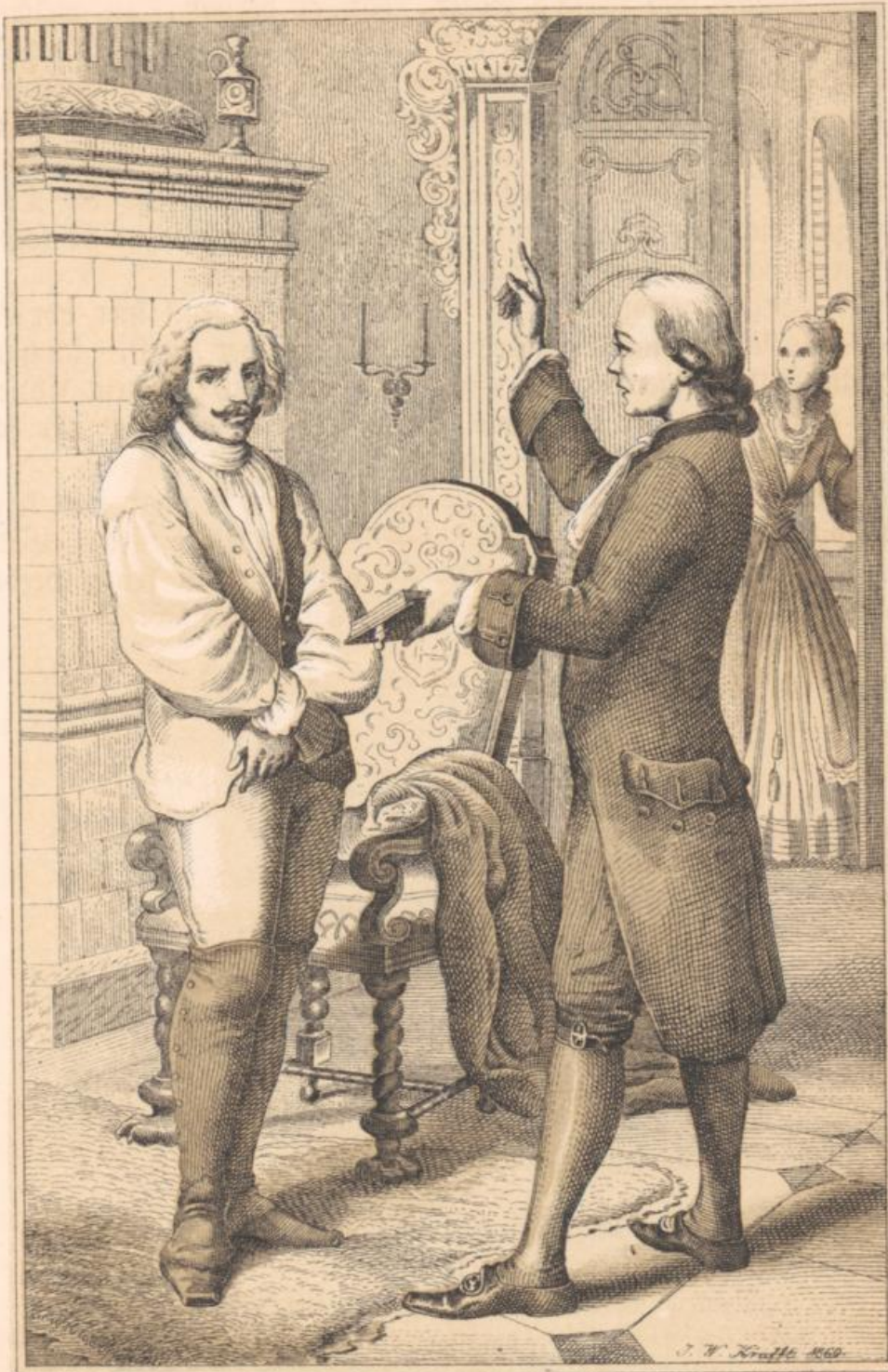
Roth und zischend zwischen beide  
Springt ein Blitz, doch trifft er nicht.  
„Vater unser!“ ruft der Jüngling,  
Doch der Alte flucht und spricht:



zu welchem  
daß er zu-  
stand und  
Die Gemah-  
eine fremde  
e die Thür  
n zu sehen,

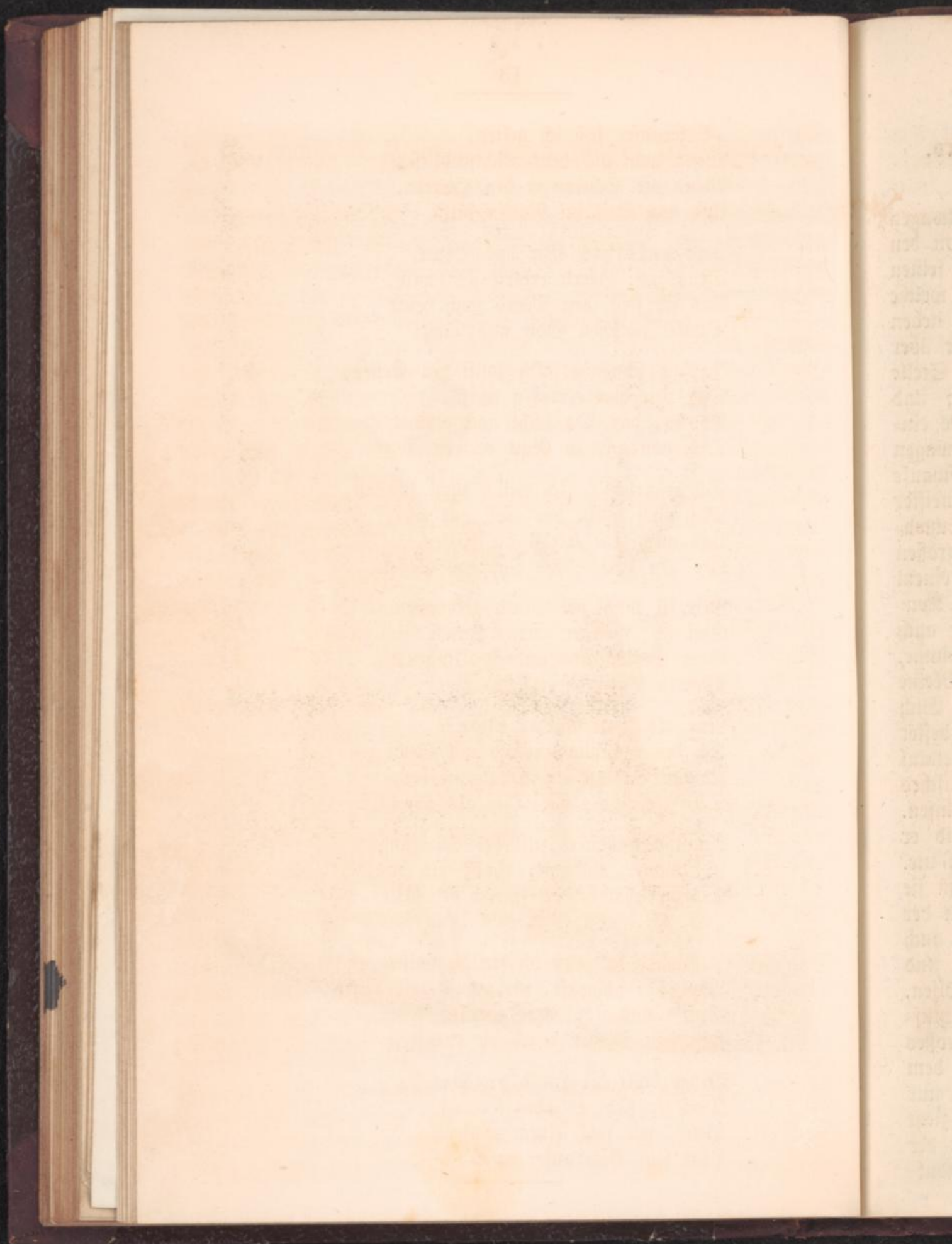
hier vor?"  
t, „ich halte  
dem Candi-  
ht, Er soll

t, der keine  
ied: „Eine  
einer derben



Der alte Des sauer und der Candidat.







„Vaterunser laß ich gelten,  
 Wenn man auf dem Nichtstuhl sitzt,  
 Wenn die Scheere in den Haaren,  
 Und das Beil im Nacken blitzt.

Jetzt verbiet' ich Dir das Beten,  
 Denn zum Herrn erkorst Du mich,  
 Und ich stell' den Mord noch heute  
 Dunkel zwischen Gott und Dich!

Ja, ich schwör's, Du sollst den Ersten,  
 Den Du hier erblicken wirst,  
 Tödten, daß Du nicht noch einmal  
 Dich von mir zu Gott verirrst.

Du erschrickst? Ich will's nicht schelten;  
 Mir auch schien das einst gar viel,  
 Und auch Du erlebst die Zeiten,  
 Wo Du treibst, wie ich, das Spiel.

Mir ist solch' ein Muth gekommen,  
 Seit ich, weil er zornig sprach  
 Vom Gericht und andern Dingen,  
 Meinen Vater niederstach.

Nur als Batermörder führe  
 Ich den Hauptmannstab mit Recht —  
 Kommt dereinst ein Muttermörder,  
 Dien' ich ihm, wie Du, als Knecht.“

Angstdurchschauert ruft der Jüngling:  
 „Nimmer, nimmer, thatst Du das!“  
 Kräftig schmauchend spricht der Alte:  
 „Ei, ich that's, und ist's denn was?“ —

„Wohl, da muß ich freilich halten,  
 Was Du schwurst, und thu's mit Lust!“  
 Ruft's und stößt dem grausen Alten  
 Fest sein Messer durch die Brust.

Jener ballt die Hand verröchelnd;  
 Doch er sieht es ohne Graus,  
 Betet, wie nach einem Opfer,  
 Laut sein Vaterunser aus.



## Anerkürdige Schicksale eines jungen Engländer.

(Von J. P. Hebel.)

Eines Tages reis'te ein junger Engländer auf dem Postwagen zum ersten Mal in die große Stadt London, wo er von den Menschen, die daselbst wohnen, keinen einzigen kannte, als seinen Schwager, den er besuchen wollte, und seine Schwester, welche des Schwagers Frau war. Auch auf dem Postwagen war neben ihm Niemand, als der Kondukteur, das ist, der Aufseher über den Postwagen; der auf Alles Acht haben und an Ort und Stelle über die Briefe und Pakete Red' und Antwort geben muß; und die zwei Reisekameraden dachten damals nicht daran, wo sie einander das nächste Mal wieder sehen würden. Der Postwagen kam erst in der tiefen Nacht in London an. In dem Posthause konnte der Fremde nicht über Nacht bleiben, weil der Postmeister daselbst ein vornehmer Herr ist und nicht wirthet, und des Schwagers Haus wußte der arme Jüngling, in der ungeheuer großen Stadt, bei stockfinsterner Nacht, so wenig zu finden, als in einem Wagen voll Heu eine Stecknadel. Da sagte zu ihm der Kondukteur: „Junger Herr, kommt mit mir! Ich bin zwar auch nicht hier daheim, aber ich habe, wenn ich nach London komme, bei einer Verwandten ein Stüblein, wo zwei Betten stehen. Meine Base wird Euch schon beherbergen, und morgen könnt Ihr Euch alsdann nach Eures Schwagers Haus erkundigen, wo Ihr's besser finden werdet.“ Das ließ sich der junge Mensch nicht zweimal sagen. Sie tranken bei der Frau Base noch einen Krug englisches Bier, aßen eine Knackwurst dazu, und legten sich dann schlafen. In der Nacht kam dem Fremden eine Nothdurft an, und er mußte hinaus gehen. Da war er schlimmer dran, als noch uie. Denn er wußte in seiner dormaligen Nachtherberge, so klein sie war, so wenig Bericht, als ein paar Stunden vorher in der großen Stadt. Zum Glück aber wurde der Kondukteur auch wach, und sagte ihm, wie er gehen müsse, links und rechts, und wieder links. „Die Thür,“ fuhr er fort, „ist zwar verschlossen, wenn Ihr an Ort und Stelle kommt, und wir haben den Schlüssel verloren. Aber nehmt in meinem Rockelorsack mein großes Messer mit, und schiebt es zwischen dem Thürlein und dem Pfosten hinein, so springt inwendig die Falle auf. Geht nur dem Gehör nach! Ihr hört ja die Themse rauschen; und zieht etwas an, die Nacht ist kalt.“ Der Fremde erwischte in der Geschwindigkeit und in der Finsterniß das Kamisol des Konduk-

teurs  
Denn  
Ranf  
Eck an  
entse  
Verfält  
fertige  
Schlaff  
vernahr  
gilt's,  
die Ga  
die En  
unverse  
Wirths  
und wa  
fragen  
mann,  
ihn —  
befohle  
und de  
worden  
Rockelo  
armen  
Gassen  
Preffer  
— und  
kam de  
war, in  
und sch  
U  
Post er  
wurde  
keinen  
Bett l  
den M  
Verdac  
ermord  
hör ge  
Kamiso  
beutel  
Kondu



nders.

Postwagen  
er von den  
als feinen  
er, welche  
war neben  
ffeher über  
und Stelle  
muß; und  
oo sie ein-  
Postwagen  
Posthause  
Postmeister  
es Schwa-  
er großen  
in einem  
der Kon-  
war auch  
on komme,  
n. Meine  
Ihr Euch  
Ihr's besser  
t zweimal  
englisches  
a schlafen.  
, und er  
noch wie.  
o klein sie  
er in der  
teur auch  
rechts, und  
erschlossen,  
en Schlüs-  
in großes  
und dem  
Geht nur  
und zieht  
te in der  
Konduk-

teurs statt des feinen, zog es an, und kam glücklich an den Platz. Denn er schlug es nicht hoch an, daß er unterwegs einmal den Rank zu kurz genommen hatte, so, daß er mit der Nase an ein Eck anstieß und wegen des hitzigen Bieres, das er getrunken hatte, entsetzlich blutete. Allein ob dem starken Blutverlust und der Verkältung bekam er eine Schwäche und schlief ein. Der nachtfertige Kondukteur wartete und wartete, wußte nicht, wo sein Schlafkamerad so lange bleibt, bis er auf der Gasse einen Lärm vernahm, da fiel ihm im halben Schlaf der Gedanke ein: „Was gilt's, der arme Mensch ist an die Hausthüre gekommen, ist auf die Gasse hinausgegangen und gepreßt worden.“ Denn wenn die Engländer viel Volk auf ihre Schiffe brauchen, so gehen unversehens bestellte starke Männer Nachts in den gemeinen Wirthstuben, in verdächtigen Häusern und auf der Gasse herum, und wer ihnen alsdann in die Hände kommt und tauglich ist, den fragen sie nicht lange: Landsmann, wer bist du? oder: Landsmann, wer seid ihr? sondern machen kurzen Prozeß, schleppen ihn — gern oder ungern — fort auf die Schiffe; und Gott befohlen! Solch' eine nächtliche Menschenjagd nennt man Pressen; und deswegen sagte der Kondukteur: „Was gilt's, er ist gepreßt worden!“ — In dieser Angst sprang er eilig auf, warf seinen Rockelot um sich, und eilte auf die Gasse, um wo möglich den armen Schelm zu retten. Als er aber eine Gasse und zwei Gassen weit dem Lärmen nachgegangen war, fiel er selbst den Pressern in die Hände, wurde auf ein Schiff geschleppt — ungern — und den andern Morgen weiter. Weg war er. Nachher kam der junge Mensch im Hause wieder zu sich, eilte, wie er war, in sein Bett zurück, ohne den Schlafkameraden zu vermissen, und schlief bis in den Tag.

Unterdessen wurde der Kondukteur, um acht Uhr, auf der Post erwartet, und als er immer und immer nicht kommen wollte, wurde ein Postbedienter abgeschickt, ihn zu suchen. Der fand keinen Kondukteur, aber einen Mann mit blutigem Gewand im Bett liegen, auf dem Gang ein großes Messer, Blut bis auf den Abtritt, und unten rauschte die Themse. Da fiel ein böser Verdacht auf den blutigen Fremdling, er habe den Kondukteur ermordet und in das Wasser geworfen. Er wurde in ein Verhör geführt, und als man ihn visitirte und in den Taschen des Kamisols, das er noch immer an hatte, einen ledernen Geldbeutel fand, mit dem wohlbekannten silbernen Petschaftring des Kondukteurs am Riemen befestigt, da war es um den armen



Jüngling geschehen. Er berief sich auf seinen Schwager — man kannte ihn nicht —, auf seine Schwester — man wußte von ihr nichts. Er erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie er selber sie wußte. „Das sind blaue Nebel, und Ihr werdet gehenkt.“ Und wie gesagt, so geschehen, noch am nämlichen Nachmittag nach englischem Recht und Brauch. Mit dem englischen Brauch aber ist es so: Weil in London der Spitzbuben viele sind, so macht man mit denen, die gehenkt werden, kurzen Prozeß, und bekümmern sich nicht viele Leute darum, weil man's oft sehen kann. Die Missethäter, so viel man auf einmal hat, werden auf einen breiten Wagen gesetzt, und bis unter den Galgen geführt. Dort hängt man den Strick in den bösen Nagel ein, fährt alsdann mit dem Wagen unter ihnen weg, läßt die schönen Gefellen zappeln und schaut nicht um. Allein in England ist das Hängen nicht so schimpflich, wie bei uns, sondern nur tödtlich. Deswegen kommen nachher die nächsten Verwandten des Missethätters, und ziehen so lange unten an den Beinen, bis der Herr Better oben erstickt. Aber unserm Fremdling that Niemand diesen traurigen Dienst der Liebe und Freundschaft an, bis Abends ein junges Ehepaar, Arm in Arm, auf einem Spaziergang von ungefähr über den Richtplatz wandelte, und im Vorbeigehen nach dem Galgen schaute. Da fiel die Frau mit einem lauten Schrei des Entsetzens in die Arme ihres Mannes: „Barmherziger Himmel, da hängt unser Bruder!“ Aber noch größer wurde der Schrecken, als der Gehenkte bei der bekannten Stimme seiner Schwester die Augenlider aufschlug und die Augen fürchterlich drehte. Denn er lebte noch, und das Ehepaar, das vorüberging, war die Schwester und der Schwager. Der Schwager aber, der ein entschlossener Mann war, verlor die Besinnung nicht, sondern dachte in der Stille auf Rettung. Der Platz war entlegen, die Leute hatten sich verlaufen, und um Geld und gute Worte gewann er ein Paar beherzte und vertraute Burschen, die nahmen den Gehenkten, mir nichts dir nichts, ab, als wenn sie das Recht dazu hätten, und brachten ihn glücklich und unbeschrien in des Schwagers Haus. Dort ward er in wenig Stunden wieder zu sich gebracht, bekam ein kleines Fieber und wurde unter der lieben Pflege seiner getrösteten Schwester bald völlig wieder gesund.

Eines Abends aber sagte der Schwager zu ihm: „Schwager! Ihr könnt nun in dem Land nicht bleiben. Wenn Ihr entdeckt werdet, so könnt Ihr noch einmal gehenkt werden, und ich dazu. Und wenn auch nicht, so habt Ihr ein Halsband an Eurem



Hals getragen, das für Euch und Eure Verwandten ein schlechter Staat war. Ihr müßt nach Amerika. Dort will ich für Euch sorgen.“ Das sah der gute Jüngling ein, ging bei der ersten Gelegenheit in ein vertrautes Schiff, und kam nach achtzig Tagen glücklich in dem Seehafen von Philadelphia an. Als er aber hier an einem landfremden Orte mit schwerem Herzen wieder an das Ufer stieg, und als er eben bei sich selber dachte: „Wenn mir doch Gott auch nur einen einzigen Menschen entgegenführte, der mich kennt!“ siehe, da kam in armseliger Schiffskleidung der Kondukteur. Aber so groß sonst die Freude des unverhofften Wiedersehens an einem solchen fremden Orte ist, so war doch hier der erste Willkomm schlecht genug. Denn der Kondukteur, als er seinen Mann erkannte, ging er mit geballter Faust auf ihn los: „Wo führt Euch der Böse her, verdammter Nachtläufer? wißt Ihr, daß ich wegen Euch bin gepreßt worden?“ Der Engländer aber sagte: „Goddam, Ihr vermaledeiter Ueberall und Nirgends, wißt Ihr, daß man wegen Euch mich gehenkt hat?“ Hernach aber gingen sie miteinander in's Wirthshaus zu den drei Kronen in Philadelphia, und erzählten sich ihr Schicksal. Und der junge Engländer, der in einem Handlungshaus gute Geschäfte machte, ruhte nachher nicht, bis er seinen guten Freund loskaufen und wieder nach London zurückschicken konnte.

### Eine schreckliche Täuschung. \*)

Das ist der Fluch der bösen That,  
Daß sie fortwährend Böses muß gebären.  
Schiller.

Wir haben da an den Anfang unserer Erzählung ein Verslein unsers unsterblichen Schiller's gesetzt, welches seine Wahrheit im Leben so oft bewährt. Man darf nur mit Aufmerksamkeit die Geschichte der Völker lesen, so wird man finden, daß das Böse stets neues Böse erzeugt; daß aber auch die waltende Gerechtigkeit nie ausblieb. Was von der Geschichte ganzer Völker gilt, gilt auch von jedem einzelnen Menschen. Jeder Mensch hat seine Geschichte, und es wird ihm vergolten werden, wie er gehandelt hat, sei es gut, oder sei es böse. Davon ein Beispiel.

\*) Nach einer Erzählung „Demant und Rose von Geibel,“ erzählt vom Herausgeber.



In Constantinopel, der Hauptstadt der Türkei, lebte vor einigen Jahren ein französischer Kaufmann, mit Namen Philipp Reynaud. Er war fast ohne alle Mittel hierher gekommen; hatte sich aber in kurzer Zeit ein beträchtliches Vermögen erworben, und wurde, weil er ein feiner und gebildeter Mann war, selbst in den vornehmsten Kreisen gerne gesehen; obgleich man über die Erwerbung seines Vermögens bald dieses, bald jenes munkelte. Philipp wohnte in der Frankensstadt Pera; sein Haus gehörte zu den ansehnlichsten Gebäuden. Der Hauptstadt gegenüber liegt das reizende Skutari. Hier wohnte ein reicher Armenier, Namens Jussuf, der außer seinen Reichthümern einen weit größern Schatz besaß in seiner schönen, frommen und lebenswürdigen Tochter Marie. Der Bewerber waren viele; aber nur dem jungen Franzosen Philipp Reynaud gelang es, ihre volle Zuneigung zu erwerben. Auch der alte Jussuf gewann den Herrn Philipp lieb, und gab seine Einwilligung zur Verbindung. Welche Aussichten eröffneten sich jetzt für Philipp! Die schönste aller Bräute war sein, und er wurde der Erbe eines großen Vermögens.

Der Hochzeitstag kam heran. Die Trauung sollte zuerst in der französischen Kirche zu Pera, sodann nach armenischem Ritus vollzogen werden. Darum mußte Jussuf mit seiner Familie von Skutari herüberkommen. Er hatte das Haus eines seiner Verwandten in Galata zum Versammlungsorte gewählt, und die dritte Stunde nach Mittag war für die heilige Handlung festgesetzt. Man wartete lange; die Gäste waren zur Stelle, — nur der Bräutigam fehlte. Schon war es vier Uhr, und noch immer fehlte Philipp. Die Gäste fingen an unruhig zu werden, und die festlich geschmückte Braut zerfloß in Thränen.

Da plötzlich gibt es ein heftiges Hin- und Wiederrennen auf der Straße, die Luft verdunkelt sich auf einen Augenblick und man hört den Schreckensruf: Feuer! Feuer!

Ist der Ausbruch einer Feuersbrunst schon an und für sich schrecklich, um wie viel mehr in der Vorstadt Pera, wo die meisten Häuser aus Holz bestehen und die Löschanstalten so mangelhaft sind. Nur die schleunigste Flucht ist das einzige Mittel, wenigstens sein Leben zu retten; darum entfernten sich auch die Hochzeitsgäste und vernahmen auf der Gasse die Schreckenskunde, daß das Feuer in Philipp's Haus ausgebrochen sei.

Halb entseelt wurden die Frauen in ein Boot gebracht; Jussuf bestieg mit seinen Freunden das zweite. Es war indessen Abend geworden. Ein heftiger Ostwind schürte das Feuer, das



durch die dichten Dampfwolken hoch und roth empor schlug und seinen schauerlichen Glanz auf die dunkeln Bogen des Meeres warf. Da fuhr ein französisches Rauffahrteischiff an dem Boote vorüber. Der Brand erleuchtete dasselbe und Marie erkannte auf dem Schiffe den treulosen Bräutigam, der an den Mast gelehnt stand und nach dem brennenden Pera hinstarrte. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihr, das Boot schwankte, schlug um und begrub die unglückliche Braut in den Wellen. — Das andere Boot landete glücklich in Skutari; allein der alte Jussuf hatte seinen größten Schatz, seine liebe Tochter Marie, verloren. Er bot große Summen, wenn man ihm die entseelten Ueberreste bringen würde, um sie der mütterlichen Erde übergeben zu können. Vergebens! das Meer behielt seine Beute.

Am nächsten Tage, als sich der Brand gelegt hatte, sandte Jussuf einige Freunde nach Pera, um das Haus des Philipp aufzusuchen. Merkwürdiger Weise war das Hintergebäude stehen geblieben, indem der Wind den Brand nach der entgegengesetzten Seite getrieben hatte. Man fand hier einen Sklaven aus dem Serail, der durch einen Pistolenschuß schwer verwundet war. Dieser Unglückliche, der sich dem Tode nahe sah, machte folgendes Geständniß: „Schon seit langer Zeit hatten Sklaven aus dem Serail kostbare Steine und andere Kleinodien an den Franzosen um einen Spottpreis verkauft. Gestern hatte der Unglückliche einen seltenen, außergewöhnlich großen Diamanten gebracht. Weil er aber eine Entdeckung fürchtete, so wollte er den Edelstein nur unter der Bedingung an Philipp abtreten, daß dieser auf einem segelfertigen Schiffe die Stadt augenblicklich verlasse, ihn mitnehme und den Erlös des ungerechten Gutes in Frankreich mit ihm theilen solle. Philipp hatte lange gezaudert, endlich eingewilligt, den kostbaren Edelstein an sich genommen und mit einem Pistol dem Sklaven eine tödtliche Wunde versetzt. Schnell hatte er nun seine Kostbarkeiten zusammengerafft, und — um nicht entdeckt zu werden — das Haus in Brand gesteckt und war dann nach dem Hafen geeilt, um sich einzuschiffen.“

Das Schiff erreichte beinahe den Hafen von Marseille, als es vom Sturm ereilt wurde und scheiterte. Philipp verlor alle seine Habe, aber den werthvollen Stein trug er in einem Ledergurte auf dem Leibe. „Noch bin ich reich!“ jubelte er, „denn das kostbare Kleinod ist gerettet.“ Er ging zu einem Juwelier, um den Stein taxiren zu lassen. Dieser bewunderte die Größe und Reinheit des Diamanten und erklärte mit leuchtendem Auge



den Werth Anfangs für unberechenbar; — dann betrachtete, prüfte und wog er ihn genauer, lächelte seltsam und gab ihn endlich Philipp mit den Worten zurück: „Es wundert mich nicht, daß Ihr Euch täuschen ließet, mein Freund, wäre doch mir beinahe das Gleiche widerfahren. Was Kunst vermag, ward hier geleistet; aber Euer Diamant ist und bleibt nur ein wunderbar künstlich geschliffener Berg-Krystall, der an und für sich keinen Werth hat.“ Philipp eilte hinweg; wilde Verzweiflung erfaßte ihn, und am nächsten Tage fand man seinen Leichnam zerschellt unter einer Klippe.

### Merke!

Halte rein dein Gewissen: so hast du die Stütze des Lebens,  
Die dir niemals zerbricht; so hast du den Engel des Trostes,  
Der dich niemals verläßt; so hast du die Quelle der Freuden,  
Die dir nimmer versiegt. — —

### Friedrich's des Großen Lebensende.

Mit zunehmendem Alter stellten sich bei Friedrich mancherlei Uebel ein, allein sein hoher Geist, sein unbeugsamer Wille hielten ihn lange aufrecht und seine Thätigkeit nahm eher zu, als ab. Im Jahre 1780 schrieb er einem Freunde: „Was meine Gesundheit betrifft, so werden Sie selbst vermuthen, daß ich, bei 68 Jahren, die Schwachheiten des Alters empfinde. Bald be-  
lustigt sich das Podagra, bald das Hüftweh und bald ein eintägiges Fieber auf Kosten meines Daseins, und sie bereiten sich vor, das abgenutzte Futteral meiner Seele zu verlassen.“ Erst mit dem Herbst 1785 zeigte sich ein anhaltender Krankheitszustand, indem die Vorboten der Wassersucht sich bemerkbar machten. Als am 26. Januar 1786 der alte Zietzen starb, äußerte der König: „Unser alter Zietzen hat auch bei seinem Tode sich als General erwiesen. Im Kriege commandirte er immer die Avantgarde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht. Ich führe die Hauptarmee, ich werde ihm folgen.“

Friedrich erwartete von dem milden Frühlinge wesentlichen Einfluß, und ließ sich an sonnenhellen Tagen auf die sogenannte



grüne Treppe vor dem Potsdamer Schlosse einen Stuhl hinausbringen und ruhete so in den milden Sonnenstrahlen. Als er bemerkte, daß die beiden Grenadiere, welche Schildwache standen, fortwährend das Gewehr am Fuße haltend, in kerzengerader Richtung verblieben, sprach er freundlich: „Geht nur immer auf und ab, Kinder, Ihr könnt nicht so lange stehen, als ich hier sitzen kann.“ Noch war der April nicht zu Ende, als er nach seinem lieben Sansjouci übersiedelte. Die Schmerzen wurden immer heftiger, aber keine Klage kam je über seine Lippen; der alte Humor zeigte sich sogar bisweilen. Als ihn der Herzog von Curland besuchte, sagte der König scherzend: „Wenn Sie einen guten Nachtwächter brauchen, so bitte ich mir dieses Amt aus, ich kann des Nachts vortrefflich wachen.“ — Die Cabinetsräthe mußten jetzt schon um 4 oder 5 Uhr Morgens vor dem Könige erscheinen. „Mein Zustand,“ sagte er ihnen, „nöthigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Reize, die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staate.“ —

Auch in Sansjouci saß der König gern im milden Sonnenschein. Einst hörte man ihn, den Blick auf die Sonne gewandt, ausrufen: „Bald werde ich dir näher kommen!“ (Diese Scene soll unsere Abbildung darstellen.)

Noch einen Beweis von der Milde und Nachsicht des Königs während der Krankheit.

In einer schlaflosen Nacht rief er den im Vorzimmer wachenden Bedienten und fragte:

— „Wie viel ist die Uhr?“ —

— „Es hat so eben zwei geschlagen!“

— „Das ist noch sehr früh! Aber ich kann nicht schlafen! Sieh' doch einmal zu, ob meine Leute wachen. Wecke aber Keinen; die armen Menschen sind gewiß sehr müde. Findest Du aber Neumann (ein Kammerhusar) wachend, so sag' ihm: ich glaube, der König wird bald aufstehen. Aber wecke Niemand, hörst Du?“

Ein ander Mal rief er einen Kammer-Lafai, und fragte ebenfalls nach der Zeit.

Eben hat es zwölf geschlagen.

„Ach! ich kann gar nicht schlafen. Wenn Du mir doch etwas erzählen könntest!“



Dem Bedienten, einem ehrlichen Pommer, fehlte diese Gabe gänzlich; er erfüllte indeß den Befehl so gut, als es ihm möglich war und erzählte, was er nur wußte. Die Erzählungen waren nichts weniger als interessant. Der König unterbrach ihn daher bald und verwandelte die Unterhaltung in ein Gespräch.

„Wo bist Du her?“

Aus Zarzig bei Stargard.

„Hast Du noch Eltern?“

Der Vater ist todt; er war Soldat in Stargard. Die Mutter aber und eine Schwester leben noch.

„Womit ernähren sich diese?“

Mit Spinnen.

„Wie viel verdienen sie denn damit?“

Wenn's gut geht, alle Tage vier Groschen.

„Das ist wenig, können sie denn davon leben?“

O ja! es ist nicht wie in Berlin oder Potsdam! In Pommeren ist gut und wohlfeil leben!

„Schickst Du ihnen denn zuweilen etwas?“

O ja, dann und wann ein Thalerchen zur Hausmiethe.

„Das ist brav, Du bist ein guter Sohn, das muß ich loben. Mit mir hast Du jetzt Deine Noth; aber Du mußt Geduld haben; ich werde Dein gedenken, wenn Du Dich gut aufführst.“

Einige Tage darauf hatte dieser Lakai wieder den Dienst bei dem Könige. Als er erschien, erinnerte er sich der nächtlichen Unterredung, er mußte näher treten; dann sprach er freundlich:

„Geh' nach dem Fenster, da liegt etwas, was ich für Dich gesammelt habe.“

Dort lagen einige Friedrichsd'or. Der Lakai nahm zwei davon und fragte, sie dem Könige zeigend:

Darf ich die nehmen?

„Nein, alle, und Deiner Mutter hab' ich auch schon etwas geschickt.“

Der Bediente erfuhr am nämlichen Tage von einem Cabinetsrathe, daß Friedrich seiner Mutter eine jährliche Pension von hundert Thalern hatte anweisen lassen.

Einer seiner Leibhusaren, der mehrmals bei ihm des Nachts wachen mußte, äußerte einst zu dem Könige, nach einer sehr unruhigen Nacht, mit theilnehmender Freimüthigkeit, den Kopf bedenklich schüttelnd:

Es scheint mir, Ew. Majestät, als wenn all' Ihre Aerzte doch nicht auf dem rechten Wege sind.



„Wie so?“

Ich bin früher Chirurgus gewesen, und ich glaube, einige Stunden Schlaf würden Ew. Majestät weit mehr helfen, als alle Medizin. Den sollten sie Ihnen verschaffen.

„Du magst wohl recht haben; ich fühl's. Aber wie ist das anzufangen?“

Ich wüßte dazu wohl Rath, wenn Ew. Majestät eine Arznei von mir annehmen wollten, die nicht nur den Schlaf, sondern auch den Appetit befördert.

„Meinst Du das?“

Ja! ich weiß aus Erfahrung, daß sie schon gute Dienste gethan hat. Ich wollte mein Leben darum geben, wenn ich Ew. Majestät helfen könnte, setzte er hinzu, und die Thränen traten ihm in die Augen.

„Gut! heut' Abend will ich von Deiner Medizin nehmen. Ich will's doch versuchen, ob Du die Wahrheit gesprochen hast.“

Der Leibhusar brachte dem Könige die Arznei, er gab sie ihm ein, und obgleich die Reihe der Nachtwache nicht an ihm war, blieb er doch die ganze Nacht über bei ihm.

Der König versank in einen erquickenden sechsstündigen ununterbrochenen Schlaf. Als er erwachte, fühlte er sich dadurch gestärkt. Den Kammerhusaren sehend, sprach er:

„Nun, das heißt einmal ordentlich geschlafen!“

Er ließ sich eine Tabatiere geben, füllte sie mit Friedrichsd'or und gab sie ihm mit den Worten:

„Da, dieses für Deine Theilnahme und die gute Wirkung Deiner Medizin,“ dann, heiter gestimmt, setzte er hinzu: „Ich sollte Dich auch noch zu meinem Leibmedikus ernennen; aber darüber muß ich erst mit meinen Doktors Rücksprache nehmen.“

Des Königs Schwester, die Herzogin von Braunschweig, schickte ihm den berühmten Leibarzt Zimmermann aus Hannover. Der König, der überhaupt nicht viel von den Doktoren hielt, fragte ihn: „Hat Er schon viele Menschen in die andere Welt geschickt?“ Zimmermann, zu verständig, auf diese beißende Anrede zu erwiedern, erkundigte sich namentlich nach des Königs Diät, und erfuhr, daß des großen Mannes Lieblings Speisen gerade zu den schwer verdaulichen und erhitzenden Gerichten gehörten. Im weitem Verlauf wurde der König gesprächig, und sein Gemüth äußerte sich in einer solchen Weise, daß man es kaum ohne Rührung lesen kann.



Zimmermann sagte ihm:

Ew. Majestät helfen in allen Ihren Ländern der Armuth auf, und schenken Häuser an Menschen, die keine haben.

„Ich habe nie ein größeres Vergnügen,“ versicherte Friedrich, und sein schon mattes Auge erglänzte, „als wenn ich einem armen Manne ein Haus kann bauen lassen.“

Es kam das Gespräch auf die Behandlung der Verwundeten und Kranken im Kriege; Friedrich sprach darüber mit sichtbarem Mißmuth:

„In allen meinen Kriegen befolgte man meine Befehle in Hinsicht meiner kranken und verwundeten Soldaten äußerst schlecht. Nichts hat mir in meinem Leben mehr wehe gethan, als wenn ich sah, daß man diese braven Leute, die Gesundheit und Leben so edel für das Vaterland opferten, in ihren Krankheiten und bei ihren Wunden so schlecht pflegte. Man ist mit ihnen oft barbarisch umgegangen, und mancher ist aus Mangel an guter Pflege gestorben. Nichts hat mich von jeher mehr betrübt, als daß ich die unschuldige Ursache an dem Tode irgend eines Menschen war. Aber seit dem letzten Kriege hab' ich solche Befehle gegeben, die es allen Schurken und Spitzbuben bei der Armee künftig sehr schwer machen werden, ihren König zu betrügen und die armen Soldaten der ihnen so nöthigen Hülfe und Erquickung so schändlich und barbarisch zu berauben.“

Zimmermann hatte bei seiner Rückkehr der Herzogin von Braunschweig einige Hoffnung gemacht, daß der hohe Kranke noch wieder auf einige Zeit genesen würde, und die zärtliche Schwester hatte in einem Brief darüber ihre Freude ausgedrückt. Friedrich antwortete ihr am 10. August 1786, also 7 Tage vor seinem Tode:

Meine verehrungswürdige Schwester!

Der hannöversche Arzt hat sich bei Ihnen nur wichtig machen wollen, meine gute Schwester; die Wahrheit ist aber, daß er mir nichts genutzt hat. Die alten müssen den jungen Leuten Platz machen, damit jede Generation ihre Stelle finde; und wenn man es recht überlegt, was das Leben ist, so ist es nichts, als daß man seine Nebenmenschen sterben und geboren werden sieht. Ich befinde mich indessen seit einigen Tagen ein



Armut

Friedrich,  
im armen

wundeten  
sichtbarem

Befehle in  
schlecht.  
als wenn  
und Leben  
ten und  
hnen oft  
an guter  
ibt, als  
es Men-  
Befehle  
r Armee  
igen und  
rquickung

ogin von  
Kranke  
zärtliche  
gedrückt.  
Tage vor

wichtig  
ist aber,  
in jungen  
lle finde;  
so ist es  
geboren  
agen ein



Friedrich des grossen Lebens ende.



wenig  
meine

ruhige  
Herz  
Depe  
fanste  
hinter

Antw

und  
wand  
und  
Gege  
Winn  
Man

Blick  
gipfel  
zu  
Unge  
des  
Kauf  
flog.  
den  
schwe  
All  
Nord



wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unwandelbar ergeben,  
meine gute Schwester. Mit der größten Hochachtung

Meiner verehrungswürdigen Schwester

treuer Bruder und Diener,

Friedrich.

Die Krankheit des Königs nahm immer mehr zu, seine ruhige Besonnenheit aber wich nicht von ihm. Der Minister von Herzberg bezeugt, daß er noch am 15. August richtig durchdachte Depeschen dictirt habe. Am Abend des 16. erquickte ihn ein sanfter Schlummer. Als er aufwachte, fragte er: „Wer steht hinter meinem Stuhle?“

— „Ew. Majestät Regiments-Chirurg Engel,“ war die Antwort.

— „Wie steht's mit meinen Füßen?“

— „Es ist noch Alles beim Alten!“

— „Dieser Engel wird mir auch nicht helfen!“

In der Nacht vom 16. auf den 17. waren zwei Sakaien und der Dr. Selle im Krankenzimmer. Von den hohen Verwandten war Niemand gegenwärtig. Der König litt bedeutend und sein treuer Kammerdiener Struzky nahm ihn in den Arm. Gegen ein Uhr fing der Puls an zu stocken; zwei Uhr zwanzig Minuten stand er völlig stille. Der große Geist des seltenen Mannes war in den ewigen Osten hinübergewandert.

### Der Walfischfang.

Island, der schwarze Schlackenklumpen, versank unsern Blicken nach und nach in's Meer; nur des Heckluftall Doppelgipfel war an seiner Dampfäule, die mit dem Dunkel von Zeit zu Zeit feurig erglühete, noch erkennbar. Wie ein schwarzes Ungeheuer lag im Dämmerlicht der nordischen Nacht der Rumpf des Schiffes auf dem tiefblauen Wasser, das mit eintönigem Rauschen am Bug sich brach und glitzernd an den Seiten dahinflog. In netter Symmetrie ragten Masten und Spieren gegen den blassen Himmel, dessen lebendiger Odem die Segel voll schwellte. „Wache am Gangspill?“ tönte des Lieutenants Ruf: „All' recht, Herr! scholl es zurück. Ihr da oben im Mars? Nordnordost ein Feuer, Herr! war die Antwort. Franz, mein



Bursche, rief der Offizier, da, mein Nachtglas: sieh' nach, was es gibt, wahrscheinlich ein brennendes Schiff! Behend, wie ein Eichhorn flog der junge Aspirant die Wanten hinauf, aber schon auf halber Masthöhe entfuhr ihm ein Schrei der Ueberraschung, denn mit reißender Schnelle hatte der anfängliche feurige Punkt sich plötzlich ausgebreitet und zuckte in flammenden, züngelnden Kreisen zum Zenith herauf. Glühende Lanzen schienen sich im wilden Kampf zu mischen, blutig dunkles Roth, blaue Schwefel-Flammen, gelber Höllenglast wechselten in dem glitzernden, schwirrenden, schier sinnbetäubenden Schauspiel, dem alle Matrosen mit dumpfem Schauer zusahen. Selbst der Kapitain kam auf's Halbdeck, des schaurig-schönen Anblicks zu genießen. Ein schönes Nordlicht, Mr. Brandes! rief er dem Offizier der Wache zu, ich erinnere mich beinahe keines so hellen und schöngefärbten. Ja, Sir, antwortete der Lieutenant, den Hut verbindlich berührend, es wird uns auch desto sicherer kaltes Unwetter bringen. Meinen Sie? fragte der Kommandirende, ich bin in so hohen Breiten weniger bekannt wie Sie, und möchte deshalb wohl Ihre Erfahrung in Anspruch nehmen. Ich hoffe, nächster Tage Grönland zum zwölften Mal zu begrüßen, entgegnete der Offizier bedencklich, nur fürchte ich schier, es kömmt uns zu schnell vor den Klüverbaum.

Acht Glas! tönt es vom Steuer.

Acht Glas, Sir, meldete der Lieutenant salutirend dem Kapitain. Wohl, Sir, war die Antwort, lassen Sie ablösen, und zum Grog pfeifen.

Das Kommando hallte durch's Sprachrohr, des Bootsmanns schrille Pfeife ertönte und rasch polterte die abgelöste Wache unter Deck, um die ersehnte Labung zu empfangen.

Der Lieutenant Brandes hatte Recht gehabt! Alle Segel eng gerefft, jagte am andern Morgen das Schiff durch die eisige Fluth, die ein dicker fahler Nebel kaum einige Fadenlänge zu übersehen erlaubte und das Tauwerk sammt den Bärten der Matrosen weiß bereifte. Nur ein Sturmsegel war in gedoppelten Ketten am Bugspriet gehißt und drohte vor der Gewalt des Windes zu bersten. Im Krähenest, einer Art Mastkorb, mit einem nothdürftigen Schutz von Segeltuch, saß der junge Aspirant Franz mit einem wetterbraunen alten Matrosen, dem er die Entstehung des Nordlichtes aus polarisch-magnetischen Gründen deutlich zu machen suchte. Der Alte aber warf ungeduldig den Kautabak im Munde herum und meinte endlich: aus den confusen und widersprechenden

Erklä  
daher  
noch  
Balb  
er,  
Wass  
wacke  
Wass  
scharf  
schen  
lassen

war  
in G  
ohne  
sich d  
„Bal  
durch  
sandt  
zu se  
hatte  
blau  
schier

spähe  
athm  
Fran  
mitte  
werd  
hat C  
Jhr  
werd  
Fahr

Sehe  
tigen  
Eis  
der  
das



Erklärungen sei ihm nur das klar geworden, daß die Herren, die daheim am warmen Ofen die Bücher machten, die Sache selber noch nicht recht wußten. Wären wir nur den Sturm und den Balbieren (so heißen die Matrosen solche Nebel) einmal los, schloß er, so wäre Alles schon in Ordnung. Dem schönsten grünen Wasser, in dem der Walfisch am liebsten ist, wären wir nahe, wackere Offiziere, brave Mannschaft, ein Schiff, das auf dem Wasser liegt, wie eine Ente, leichte Boote, lange Leinen und scharfe Harpunen! — es fehlt nur an den dicken schwarzen Burschen, um derenwillen uns die Herren Rheder da spazierenfahren lassen.

Noch zwei Tage tobte der Sturm, noch zwei eisige Nächte war die Mannschaft in steter erschöpfender Arbeit und das Schiff in Gefahr, am Felsenufer Grönlands zu scheitern, welchem man, ohne es sehen zu können, sich sehr nahe wußte. Endlich mäßigte sich die Gewalt des Windes und des alten James Carrs fataler „Balbierer“ wich der Sommersonne des Polarkreises, die nun, durch den Wechsel, desto empfindlicher, glühende Strahlen versandte: so daß die Bertheerung des Schiffes an der Sonnenseite zu schmelzen begann. Grönlands zackige Küste im Len (links), hatte man vor sich ein unabsehbares Eisfeld und statt der klaren blauen Fluth, die das Schiff bisher trug, zog der Kiel in trüben, schier olivengrünen Wellen seine Drift.

Unsere zwei Bekannte saßen wieder im Krähenneest und spähetem emsig nach der Dampfäule, die der an der Oberfläche athmende Walfisch ausstößt. Wir gehen steif Nordwest, begann Franz, als meinte der Kapitain durch das Eisfeld da vor uns mitten durchzubrechen. Mr. Franz, murrte der alte James, Ihr werdet einmal ein ganzer Seemann, das sieht ein Jeder, und hat Euch drum lieb; wenn es aber erst etwas länger ist, daß Ihr Eurer Frau Mutter Theemaschine habt singen hören, so werdet Ihr so gut wie der Kapitain da unten ein schönes weites Fahrwasser vor Euch sehen.

Wo denn, in Gottes Namen? fragte der Aspirant.

Ihr sucht unten, belehrte James, was Ihr oben findet. Sehet, etwa 20 Grad über dem Horizont, was Euch bei flüchtigem Hinblick für leichtes Gewölbe deucht, da spiegelt sich das Eis und Alles am Himmel ab. Seht, der gelbe Schein, das ist der Eisblink, dort mehr Steuerbord (rechts) der dunkle Strich, das ist offene See — ha seht, dort kommt ein tüchtig Schiff, es



hat die Marsfegel gerefft und geht vor Topp- und Bramsegeln. Das ist der Dunder von Plymouth!

Mit weitem starrem Blick war Franz den, bald helleren, bald mehr verschwimmenden Bildern gefolgt. Ich glaubte, sprach er nach langer Weile, die Fata Morgana sei nur im Mittelmeer sichtbar! — Ich kenne die welschen Bilder wohl, entgegnete James, auch mögen die beiden Spiegelungen sehr ähnliche Ursachen haben, doch sind sie in den hohen Breiten weit häufiger und so klar und bestimmt, daß man jedes bekannte Schiff oft auf dreißig Meilen erkennt. Oft sind die Bilder auch verzogen, wie wenn sie in einem schief geschliffenen Spiegel gesehen würden; stets aber ist der Gegenstand vorhanden, wenn die sicilianischen Fata in der See leere schöne Täuschungen sind! Halt da, Mr. Franz, dort, unter dem Geytau! „Fisch in Sicht!“ Süd-West gen West! Hurrah! Boot in See, hallte schon das Kommando; fünf Minuten später tanzte es durch die Wogen.

Wohl zwei Stunden prüfte der Fisch die Geduld der Bootsmannschaft. Er erhob den ungeschlachten Kopf, blies eine mächtige Dampfsäule nach der anderen in die klare Luft, daß der brausende Ton in einer halben Stunde Entfernung gehört werden konnte, ließ sich aber nicht nahe kommen. Wenn der Harpunierer schon die scharfe Lanze hob: so überschüttete ein Schlag des mächtigen Schwanzes das Boot mit einem Sturzsee, und bis man sich das Wasser aus den Augen wischte, war er mehrere Kabelaugen entfernt; endlich tauchte er, wie des Spiels müde, unter, und kam nicht wieder hervor.

Am andern Tage wurden wieder mehrere Fische gesehen, und die Boote zur Jagd beordert; Franz mit seinem James Carr waren dem zweiten Boote zugetheilt. Ruhend lag der Kolos auf den Wogen, die ihn behaglich zu schaukeln schienen, als leise, kein Ruder plätschernd, das Boot ihm nahete. Luv — Luv — befahl mit tiefer fester Stimme der riesige Harpunierer, die mächtige Lanze in der Eisensfaust. „Luv, ein Schlag“, scholl es, träge hob der Fisch die breite Flosse: zischend drang der Wurf in die Achselhöhle — ein Schrei — das Boot fliegt seitwärts — und schon ist das verwundete Ungethüm in den hochaufrauschenden Wellen verschwunden! Mit rasender Schnelle folgt abschließend die Leine, wie vom Sturm gejagt fliegt das Boot: kaum vermag der Steurer es in gerader Richtung zu erhalten — die Leine geht zu Ende und noch stürmt der Leviathan fort in den Abgrund, den noch kein Auge sah! Jetzt läßt er nach,



auch seine Kraft, sein Athem erlöschten in dem ungeheuren Druck der unergründeten Tiefe! Flagge auf, Jungen! donnert der Harpunierer. — Ho, Fall! jauchzen die Succursboote. Ho, Fall! jubelt das ganze Schiff.

Ueber eine halbe Stunde vermochte das schwer getroffene Thier im Abgrund zu weilen — endlich regt sich die Leine — ein lautes: „Hab' Acht!“ geht vom „Fallboot“ aus, und wird von jedem Succursboot wiederholt. Endlich taucht der Riese auf, er muß athmen! Mit entsetzlichem Brausen stößt er die Luft und Blutströme aus den Nüstern. James Carr hat mit der Umsicht der Erfahrung seinen Platz gewählt und seine Harpune trifft den geängsteten am empfindlichsten Fleck. Noch einmal stürzt er sich mit gleicher Schnelle zur Tiefe, das Boot schwankt wie ein Blatt auf den Wogen, die Leine fliegt über den Dollbord, und droht es zu überstürzen. Doch nicht lange mehr ist das todtwunde Thier im Stande, die Anstrengung auszuhalten, schon nach einer Viertelstunde treibt es erschöpft auf der Fläche, die weithin von seinem Blut geröthet und mit dem Fett, welches Erhitzung und Anstrengung aller Muskeln aus seinen Wunden treibt, übergossen ist. Mit lautem, schaurigem Stöhnen spritzt es das Blut, welches die verwundete Lunge in's Innere ergießt, aus den Blaslöchern, in Todesangst peitscht der mächtige Schwanz die Fluth zu Schaum — bald haben viele Lanzenstiche in die edeln Eingeweide sein Leben geendet!

Alle Boote spannten sich vereint an das gewaltige Kadaver, welches, mit einer Flagge geziert, dem Schiffe zu bugfirt wurde. Auf die Todeswaffe gelehnt, stand stolz der „Fallharpunierer“ auf dem breiten, schwarzen Rücken, auf's eigene und der Kameraden Wohl vom gebräuchlichen Extragrog nippend. Sofort begann das Abspecken: denn von der Erhitzung geht der Wal sogleich in Gährung über, die ihn ungeheuer auftreibt und mit Umherschleudern einer sehr äzenden, rothen Sauche plagen macht. Die Speckschneider stiegen mit Stachelschuhen auf ihn, und betrieben ihr Geschäft kunstgerecht, vom Schwanz beginnend; der mächtige Filtrirapparat der Barten ward aus des Rachens weiter Höhle herausgehauen, die Speckzunge ausgeschnitten und der Unterkiefer abgelöst, denn aus ihm läuft über ein Dohost des besten Thrans, auch verlangte der Rheder ein solches Thor aus einem Stück.

Nach vier Stunden, während welcher das Schiff einem Ameisenhaufen mit Geschäftigen nicht übel glich, war das Ge-



schäft beendet, und das Kadaver den schon harrenden Haien, dem Schwarm zahlloser Vögel und einigen Eisbären, deren sonorer Baß schon längst ihre Ungeduld verkündet hatte, überlassen.

Am andern Morgen war James obskurer „Balbierer“ wieder da, und das Schiff lag still im Schutz eines Eisberges, an dem es mit mehreren Eishaken von S Form befestigt war. Die Mannschaft ward im Raum mit dem Reinigen und Zerfleinern des Specks, dem „Abmachen“ beschäftigt. Die alten Matrosen spannen lange Fäden vom fliegenden Holländer, vom Klabautermann, vom Hungerkapitain und Todtenschiff; eben hatte wieder eine Erzählung begonnen und nur die dumpfe tiefe Stimme des alten James und der Laut der Messer war hörbar.

Alle Mann auf Deck! hallte das Sprachrohr. Gangspill, Gangspill! schrillte des Bootsmanns Pfeife!

Es waren nur zwei Bären gekommen, die zu spät zum Schmause gekommen waren und nun zusehen wollten, ob an Bord nichts für sie übrig sei!

### Die Geschichte der heiligen Genoveva und ihr Grabmal in der Frauenkirche bei Andernach.

Von allen Geschichten, die im Volke leben, ist offenbar die Geschichte der heiligen Genoveva mit eine der ältesten; denn die Handschriften dieser Legende reichen bis zur Mitte des achten Jahrhunderts. Kaum war die Buchdruckerkunst erfunden, als neben der Bibel auch bald die Geschichte der heiligen Genoveva in Druck erschien. Diese Geschichte ist ein wahres Volksbuch geworden. Unzählige Mal ist dieselbe wieder erzählt worden, und demungeachtet wollen auch wir dem lieben Leser diese Geschichte in Kürze hier mittheilen.

Der Pfalzgraf Siegfried von Meyenfeld residirte auf seinem Schlosse Hohenzimmern an der Mosel. Er vermählte sich mit der schönen Genoveva, der Tochter des Herzogs von Brabant. Bald nach seiner Vermählung rief ihn Karl Martell zum Kampfe wider die Sarazenen, welche in Spanien eingefallen waren. Siegfried, der seine Gemahlin herzlich liebte, schied ungern von ihr; allein das Gebot seines Herrn und die Pflicht, seinen christlichen Brüdern in Spanien beizustehen, gebot die Nothwendigkeit, sich von seiner Gemahlin auf einige Zeit zu



trennen. Er übertrug seinem Haushofmeister Golo, einem jungen und schönen Edelmann, die Verwaltung seiner Güter, und empfahl ihm besonders, mit größter Sorgfalt darauf zu sehen, daß es seiner Gemahlin Genoveva an nichts gebreche. Zudem hatte auch Genoveva einen Hausmeister aus Brabant mitgebracht, der für seine Herrin zu sorgen versprach. Siegfried glaubte unter solchen Umständen ruhig mit seinen wackern Vasallen abreisen zu können. Wie aber hatte er sich getäuscht! Golo war zwar jung und schön, auch seiner Abstammung nach ein Edelmann, allein er hatte keine edle Gesinnung, sondern war ein gemeiner, sinnlicher und dabei boshafter Mensch, wie die Geschichte beweisen wird. Als nun Siegfried seine väterliche Burg verlassen hatte, schaltete und waltete Golo in derselben als ein eigener Herr. Genoveva ließ ihn ruhig gewähren, indem sie dachte, daß ihr Gemahl ihm dazu die Vollmacht gegeben; zudem begegnete der Haushofmeister ihr mit aller Freundlichkeit und schien sehr besorgt für ihr Wohl zu sein. Aber die Schlange lauerte unter den Rosen: die Freundlichkeit Golo's suchte seine Bosheit zu verdecken. Der Schändliche dachte bei sich also: Mein Herr, der Pfalzgraf Siegfried, wird oder kann doch sehr wahrscheinlich im Kampfe bleiben, dann wärest du ein glücklicher Mensch, wenn du in den Besitz seiner Herrschaft gelangtest; das kannst du aber nur dadurch, daß du seine Gemahlin dein eigen nennest. Diesen teuflischen Gedanken verfolgend, kam er zu dem Entschlusse, Genoveva zur Untreue zu bewegen; wenn ihm dies gelänge, dann würde er um jeden Preis den Pfalzgrafen aus dem Wege zu räumen wissen. Genoveva, nichts Böses ahnend, begegnete in ihrer Unschuld und Frömmigkeit dem Golo stets in der leutseligsten Weise, wodurch dieser in seinem Vorhaben noch mehr bestärkt wurde. Als er aber endlich mit seinen frechen Absichten klar hervortrat, da erschraf die fromme Genoveva über die Maßen, und drohte ihm, seine Schändlichkeit dem Pfalzgrafen, ihrem Gemahl, sofort mitzutheilen. Golo entbrannte in heftigstem Zorn, gedachte seiner Herrin zuvorzukommen, und beschloß bei sich ihr Verderben. Er schrieb an seinen Herrn, den Pfalzgrafen Siegfried, daß seine Gemahlin ihm ungetreu geworden sei, und in einem verbotenen Verhältnisse mit ihrem Hausmeister lebe. In den grellsten Farben schilderte er dieses erdachte Verbrechen.

Der Pfalzgraf Siegfried, der als ein edler Ritter seiner Pflicht obgelegen, hatte wacker gekämpft gegen die Sarazenen und manche Wunde davon getragen. Als aber das Schreiben des



Golo eintraf, lag der Pfalzgraf gerade an einem Wundfieber krank, und — seines vollen Verstandes nicht mehr mächtig — gab er sofort den Befehl an seinen Haushofmeister Golo, daß er sowohl seine Gemahlin, als den Hausmeister derselben, vom Leben zum Tode bringen sollte.

Diese Kunde konnte dem rachsüchtigen Golo nur angenehm sein, und er gab sofort den Auftrag, die fromme Genoveva in den Kerker zu werfen. Auch ihren treuen Diener ließ er in Ketten und Bande legen, und behandelte ihn auf das Schrecklichste. Immer noch hoffte er, daß Genoveva ihren Sinn ändern würde; allein die fromme Dulderin wollte lieber Alles ertragen, als in eine so große Sünde willigen. Acht Monate verflossen für sie so im größten Elend, da gebar sie ein Söhnlein, das sie selbst taufte und „Schmerzenreich“ nannte. Der gottlose Golo duldete nicht, daß ein Priester in das Gefängniß gelassen würde. Die Angst seines Gewissens ließ ihm aber keine Ruhe, und er gab endlich den entsetzlichen Befehl: zwei Knechte sollten Genoveva mit ihrem Kinde in den Wald bringen, und sie daselbst ermorden. Die Knechte folgten dem Befehl; Genoveva trug ihren einzigen Reichthum, ihren kleinen Schmerzenreich, an der Brust und folgte den Henfersknechten. Als sie in den Wald kamen, ermannte sich die unglückliche Frau und sprach zu den Knechten: „Ich weiß von keiner Missethat, durch die ich den Tod verdient hätte, aber ich unterwerfe mich willig dem Befehl meines Herrn und Gemahls; aber ich bitte Euch um Gotteswillen, schonet meines Kindleins, dieses unschuldigen Blutes! Soll es aber sterben, so lasset mich seinen Tod nicht sehen; sondern lasset mich zuerst sterben, damit ich den Tod nicht zwei Mal erleide!“ — Gott rührte aber das Gewissen der Knechte, sie schenkten der Genoveva und ihrem Kinde das Leben, unter der Bedingung, daß sie und ihr Kind nie die Wildniß dieses Waldes verlassen sollten. Genoveva gab ihnen dieses Versprechen, die Knechte ließen sie gehen, ergriffen bald darauf ein Schäflein mit ihrem Lämmchen, schlachteten beide, rissen ihnen die Zungen aus, beschmutzten sich mit Blut und gingen so in das Schloß zurück, wo sie von Golo erwartet wurden, der ihnen glaubte, daß sie Genoveva und ihr Kind umgebracht hätten, indem sie die Zungen vorzeigten und die Blutspuren bemerklich machten.

Genoveva suchte sich jetzt eine Höhle auf, bereitete sich daselbst von Moos ein Lager, betete inbrünstig zu Gott, daß er ihr Retter und Helfer in der so großen Noth sein möchte. Gott

erhört  
mehr  
und  
Schm  
zahme  
ihrem  
sich da  
Walde  
sich so  
besucht  
beendi  
zurück  
das  
Feste  
und be  
novewa  
von de  
Unschu  
durch  
empört  
zu fühl  
ihm er  
zu entf  
Golo d  
ruhige  
Fieberh  
befahl  
wurde  
sinken,  
eine Hi  
behende  
ohne U  
schlüpft  
springt  
bis an  
erblickt  
Hirschku  
guter M



erhörte ihr Gebet, und da sie den kleinen Schmerzenreich nicht mehr schenken konnte, so sandte Gott eine Hirschkuh, die zahm und willig sich zu ihren Füßen schmiegte und es duldete, daß Schmerzenreich sich an ihrem Euter satt trank. Täglich kam die zahme Hirschkuh wieder, und Genoveva dankte für diese Wohlthat ihrem Herrn und Gott im innigsten Gebete. Sie selbst nährte sich durch Wurzeln und Waldbeeren.

Schmerzenreich wuchs freudig heran, und die Vöglein des Waldes, die Hasen und Kaninchen und Eichhörnchen gewöhnten sich so an ihn, daß sie als freundliche Gespielen seine Höhle oft besuchten. So verstrich manches Jahr.

Sehen wir uns nun nach Siegfried um. Nach glücklich beendigtem Kampfe kehrte er gesund und wohl nach seinem Schlosse zurück; allein dasselbe kam ihm traurig und öde vor, weil ihm das Liebste — seine Gemahlin — fehlte. Golo veranstaltete Feste auf Feste, aber Alles vergebens, der Graf blieb traurig und betrübt. Eines Tages kam er in das Gefängniß, wo Genoveva geschmachtet hatte. Hier fand er ein geschriebenes Blatt von der Hand seiner Gemahlin, worauf sie ihm vor Gott ihre Unschuld betheuerte, ihm aber auch von Herzen verzieh, da er durch die Ränke seines Dieners hintergangen sei. Siegfried wurde empört und befahl, den Golo zu binden und in das Gefängniß zu führen. Dieser war aber auf der Jagd, wurde von einem ihm ergebenen Diener von der Gefahr benachrichtigt und suchte zu entfliehen. Siegfried erkannte daraus um so sicherer, daß Golo der schuldige Theil sei. Der gute Graf hatte nun keine ruhige Stunde mehr, und bereute den Befehl, den er in der Fieberhitze gegeben hatte.

Siegfried, der von innerer Unruhe immer verfolgt wurde, befahl seinen Dienern, eine große Jagd anzuordnen. Die Jagd wurde veranstaltet, allein der Pfalzgraf, tief in Gedanken versunken, kam bald von seinem Gefolge ab. Da sprang plötzlich eine Hirschkuh vor ihm auf. Er verfolgte sie, und indem das behende Thier immer weiter und weiter flieht und der Graf es ohne Unterlaß verfolgt, kommt es endlich an Genoveva's Höhle, schlüpft durch das Gesträuch und verbirgt sich im Innern. Gleich springt der Graf vom Pferde und dringt durch das Gebüsch nach bis an den Eingang der Höhle. Entsetzt erfaßt ihn: denn er erblickt ein menschliches Wesen, blaß wie der Tod, neben der Hirschkuh. Er glaubt ein Gespenst zu sehen. „Bist Du von guter Art,“ so rief er, „so nenne Dich und komme zu mir



heraus!“ Wie erschraf Genoveva, als sie die wohlbekannte Stimme ihres Gemahls erkannte! Sie antwortete mit bebender Stimme: „Ich bin ein armes Weib und fast bloß; darum gebt mir eins von Euern Kleidern, damit ich zu Euch herauskommen kann.“ — Auf diese Worte warf ihr der Pfalzgraf seinen Mantel zu, und sie hüllte sich darin und kam auf ihren nackten Füßen hervor — denn ihre Schuhe waren lange zerrissen — und die Hirschkuh begleitete sie nach ihrer Weise und stand ihr zur Seite. Und da sie heraustrat, war es dem Pfalzgrafen, als ob er sie kennen müßte, und es ging ihm ein Schauer durch Mark und Bein; aber er erkannte sie nicht, und fragte, wie sie hierher käme und wer sie wäre? — Da antwortete Genoveva: „Ich bin aus Brabant und habe vormals bessere Zeiten gesehen. Ein schlimmer Verdacht meines Eneherrn hat mich in diese Wüste getrieben, und weil ich ihm ergeben war, gab er einem seiner Diener Macht über mich, daß er mich tödten sollte. Aber Gott lenkte das Herz der Schergen, daß sie sich meiner erbarmten und meines armen Kindes, und mir das Leben schenkten.“ Da entsetzte sich der Graf und fragte mit bebender Stimme: „Wie heißest Du denn?“ — „Ich bin Genoveva, die ehemalige Gemahlin des Pfalzgrafen Siegfried.“

Bei diesen Worten stürzte der Graf wie sinnlos zu Boden, und es währte lange, ehe er sein Gesicht wieder erheben konnte. Und da er sie endlich anschaute und das blasse, abgezehrte Angesicht sah, indem er dennoch seine theure Genoveva erkannte, wollte er fast verzweifeln.

Genoveva trat zu ihm, redete ihn freundlich an und sprach: „Mein Herr, das Herz will mir zerbrechen, wenn ich Euch in in solchem Jammer sehe! Es war ja nicht Eure Schuld, daß Ihr mich für strafbar hieltet; denn Ihr wurdet von bösen Dienern falsch berichtet. Ich habe Euch längst von Herzen vergeben, und meine Liebe zu Euch ist auch in diesem Elende stets dieselbe geblieben.“ — Während sie so mit ihm sprach, kam Schmerzenerich herbei. Da er aber den fremden Mann sah, fürchtete er sich. Der Graf aber erkannte sogleich an der Ähnlichkeit seiner Züge, daß er sein Sohn war, nahm ihn in seine Arme und drückte ihn an seine Brust und konnte vor Freude und Leid nichts anders thun, als ihn küssen und sagen: „O mein liebes Kind! o mein theurer Sohn!“ — Endlich ermannte er sich und ergriff sein Hüsthorn, ließ dasselbe weit in den Wald hinein erschallen, worauf bald von allen Seiten seine Jäger und Diener erschienen,

die  
Gese  
blaj  
der  
durch  
eine  
Kund  
zurück  
eilte,  
zug  
der

der n  
war  
besser  
kuh d  
darau

vernor  
sich in  
vor ei  
That.

bares  
sind.  
Jahrh  
selbe

gefahrr  
Windst  
Verder  
möglich  
heit zu  
Zerstör  
brüche



die nicht wenig erstaunt waren, ihren Herrn in einer solchen Gesellschaft zu finden. Siegfried erklärte ihnen nun, daß die blasse Frau seine liebe, wiedergefundene Gemahlin Genoveva, und der blühende Knabe sein Sohn sei. Lauter Jubel ertönte darauf durch den ganzen Wald. Zwei reitende Jäger wurden abgesandt, eine Sänfte zu bestellen, und durch sie verbreitete sich schnell die Kunde, daß die Pfalzgräfin noch am Leben sei und in das Schloß zurückkehren würde. Alle Arbeit ruhete an diesem Tage; Jeder eilte, die theure Gräfin zu sehen. Es wäre ein wahrer Triumphzug gewesen, wenn nicht die Zuschauer durch das blasse Aussehen der Gräfin zum tiefsten Mitleid bewegt worden wären.

Genoveva freute sich inniglich, ihrem theuren Gemahl wieder nahe und von ihm geliebt zu sein; allein ihre Gesundheit war gebrochen und nach drei Monaten entschlief sie zu einem bessern Dasein. Als sie beigesetzt wurde, folgte die treue Hirschkuh dem Leichenzuge, legte sich auf das Grab und starb bald darauf vor Traurigkeit.

Golo, der unstät und flüchtig umherirrte, hatte die Kunde vernommen, daß die Pfalzgräfin wieder gefunden sei und er wagte sich in die Nähe des Schlosses. Er wurde erkannt, festgenommen, vor ein Gericht gestellt und empfing den Lohn seiner schwarzen That. —

In der Nähe von Andernach wurde der Genoveva ein kostbares Grabmal erbaut, von dem die Trümmer noch zu sehen sind. Die Geschichte der heil. Genoveva aber hat sich durch viele Jahrhunderte hindurch erhalten, und Alt und Jung hören dieselbe noch immer mit großer Rührung.

### Schicksale eines Grönlandfahrers.

So gewinnbringend und belohnend die Schifffahrt ist, so gefahrvoll ist sie auch. Hitze und Kälte, Regen und Dürre, Windstillen und Stürme drohen den Fahrzeugen auf offener See Verderben. Zwar hat die Schiffs-Baukunst der neueren Zeit alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um den Seefahrern mehr Sicherheit zu gewähren; aber immer noch ist die Kunst weit hinter den Zerstörungsmitteln der Natur zurück geblieben, und die Schiffbrüche gehören immer noch zu den sehr häufig vorkommenden



Erscheinungen. Zur nützlichen Unterhaltung unserer jungen Leser möge hier die Erzählung eines nicht ganz gewöhnlichen Schiffbruchs mitgetheilt werden, der recht bald eine andere folgen wird, wenn Euch, junge Freunde, die hier enthaltene angesprochen hat.

Es wird Euch nicht unbekannt sein, daß schon seit langer Zeit von den meisten Nationen, welche die Nord- und Ostseeküsten bewohnen, eine lebhaftere Schifffahrt nach den Küsten Grönlands, Spitzbergens und Islands unterhalten wurde, und daß man Schiffe, welche dorthin zum Behuf des Walfisch- und Robbenfanges ausgerüstet werden, Grönlandfahrer nennt.

Auch Hamburg nahm vormals lebhaften Antheil an diesen Unternehmungen; doch am meisten betrieben die Holländer seit länger als zweihundert Jahren diese Beschäftigungen.

Im Jahre 1750, am 7. Mai, lief der Kapitain Ravens mit noch einigen andern Schiffen aus dem Texel aus, einer Insel nahe an der holländischen Küste, um nach Grönland zu segeln. Die Reise ging sehr glücklich, und man befand sich noch ungefähr 12 Meilen von Spitzbergen, als plötzlich das Wetter sehr ungestüm wurde. Es stürmte gewaltig, ein dichter Schnee verdunkelte die Luft, und fallende Eisklumpen zerrissen den Seeleuten das Gesicht, so daß an kein Weiterkommen zu denken war. Das Schiff blieb zwischen den treibenden Eisschollen sitzen, dabei gingen die Wellen so hoch, daß es oft unter das Wasser schoß und sich ganz auf eine Seite legte. Von dem Untertauchen war im Schiffsraum überall eine solche Glätte entstanden, daß man nicht hin- und hergehen konnte, und daher überall Salz austreuen mußte. Inzwischen häufte sich das Eis immer mehr an, und es entstand gleichsam ein Wall rund um das Schiff herum. Schnee und Wind waren den Schiffenden so sehr zuwider, daß sie nicht wußten, wie sie die Segel regieren sollten.

Zuletzt warf das Meer zwei übergroße Eisschollen, wie zwei Batterien, gegen das Schiff auf, von welchen es im Durchfahren zu beiden Seiten so harte Stöße erlitt, daß das Vordertheil anfang zu sinken. Im ersten Schrecken kappte man eiligst die Segel, und setzte die Schaluppen aus, welche aber von dem zahlreich eindringenden Volke so überladen wurden, daß sie umschlugen, und alle diejenigen, welche hineingestiegen waren, in's Wasser fielen und umkamen. Das Schiff selbst sank allgemach tiefer, und es schien, als ob es augenblicklich untersinken würde.

ander  
hinan  
halten  
Weil  
warf  
in's

Schiff  
sich  
es gar  
über  
mals

Mühe  
gewalt  
gelten  
möglich  
Entfer  
den

mit d  
es.  
Zubeh  
würde  
noch  
keine z  
mächtig  
übten  
dafür

schweb  
daß si  
genug  
mit d  
Neue,  
erhalte  
Kälte  
wartet  
darum



Jeder dachte nur an seine Rettung; einer lief hierher, der andere dorthin. Einige kletterten den noch stehenden Besanmast hinauf, in der Hoffnung, daß sie sich hier am längsten würden halten können; allein auch diese wurden größtentheils getäuscht. Weil die Menge den Mast überwog, brach er in Stücken, und warf die, welche bei ihm ihr Heil gesucht hatten, mit sich hinab in's Meer, wo sie bald von den Wellen verschlungen wurden.

Hierauf vertheilte sich das Wasser, und lief über das ganze Schiff, wodurch das Vordertheil einige Erleichterung bekam, und sich wieder empor hob. Aber es dauerte nicht lange, da schlug es ganz um, doch so, daß es auf der einen Seite vier Fuß hoch über dem Wasser liegen blieb. Bei diesem Umsturz fielen abermals ihrer viele über Bord hinab in das Meer, und ertranken.

Der Kapitain hielt sich nebst mehreren Andern mit großer Mühe an der Seite des Schiffs. Die Wogen fuhren inmittest gewaltig über dem Schiffe hin, und Schnee und Kälte ermangeten nicht, das Ihrige zu thun; daher denn alle Rettung unmöglich schien. Zwar segelten zwei Dänische Schiffe in der Entfernung von einigen Büchschüssen vorüber, aber sie konnten den Nothleidenden nicht zu Hülfe kommen.

Auf einmal rief der Steuermann: „Das Schiff dreht sich mit dem Winde um!“ und kaum hatte er es gesagt, so geschah es. Es wendete sich so behende mit allen übrigen Segeln und Zubehör, als nur ein Schiff im besten Stande sich wenden würde. Durch diesen glücklichen Zufall wurde den Ueberbliebenen noch eine Aussicht zur Rettung eröffnet. Sie sahen zwar noch keine zuverlässige Auskunft; aber doch fühlten sich die 30 Personen mächtig getröstet und erleichtert. Die heranbrausenden Wellen übten ihre größte Gewalt an den Schiffsgeräthen und verschonten dafür die Menschen.

Ihre Gefährten, die mit ihnen ausgefahrenen vier Schiffe, schwebten zwar im Gesichte, jedoch ohne irgend eine Hoffnung, daß sie ihnen zu Hülfe kommen könnten, indem sie mit sich selbst genug zu schaffen hatten. Endlich brach die Nacht herein, und mit derselben neuer Schrecken. Der Sturm erhob sich auf's Neue, und man konnte sich nur kümmerlich über dem Wasser erhalten. Die Fluth stürmte oft über ihren Köpfen hin, die Kälte schnitt in die Haut, wie ein Scheermesser, und man erwartete mit jedem Augenblick den Tod.

Mit dem Morgen legte sich das Ungeßüm etwas, aber darum nicht ihre Noth. Von den andern Schiffen sah man keines



mehr. Unsere Nothleidenden saßen auf der Seite des Bords. Die See bespülte ihre Füße ohne Unterlaß, und sie mußten sie unaufhörlich durch Trampeln und Reiben in Bewegung halten, um sich ein wenig zu erwärmen, und doch war es, als wenn sie ihnen vor Frost abspringen sollten. Etliche, denen die stete Bewegung zu ermüdend war, legten sich nieder, waren aber Kinder des Todes, ehe eine Stunde verging.

Von Zeit zu Zeit fiel hier und da einer vor Mattigkeit und Kälte hinab in das Meer. Auch den Kapitain Ravens riß eine starke Fluth in's Wasser, so daß ihn Alle verloren gaben; allein er arbeitete sich wieder aus den Wellen hervor, und kam bei den Uebrigen an.

Um Mittag besserte sich der Wind noch mehr. Die Bootsleute schnitten ein Segel ab, welches noch am Schiffe hing, und richteten es an einer Stange auf, um, wo möglich, das Schiff noch ein wenig fortzutreiben; aber es gelang nicht. Zwei Bootsleute riethen, man sollte ein Floß machen, und damit an's Land zu kommen suchen. Der Kapitain wollte aber davon nichts wissen. Ungeachtet nun das Land 12 bis 13 Meilen entfernt war, fügten sie doch einiges Holzwerk zusammen, und gedachten sich darauf der See anzuvertrauen, allein die Fluth trieb es ihnen zu ihrem Glück weg; denn sie wären unstreitig ihrem Untergange entgegen gefahren.

Das Wetter war nun zwar milder geworden, allein ihre Noth stieg dennoch stündlich: denn der Hunger fing nun an, ihnen heftig zuzusetzen, und sie hatten weder Speise noch Getränke. Vor Müdigkeit fielen ihnen die Augen zu, und sie durften es gleichwohl nicht wagen, sich dem Schlummer zu überlassen, wenn sie nicht auf immer entschlummern wollten. Wer sich einmal niederlegte, der stand nicht wieder auf. Der 24. Mai brach an, und mit ihm ein helles, aber kaltes Wetter. Es fror, daß es krachte, und jeder von ihnen war der gewissen Ueberzeugung, daß sie Alle zusammen sitzend einschlafen würden. Indeß, wenn die Noth den größten Gipfel erstiegen hat, ist oft die Hülfe am nächsten. Ungefähr um die Mittagszeit sah der Steuermann sich um, und rief auf einmal: „Ein Segel! Ein Segel!“ Er erblickte nämlich ein Schiff in der Entfernung von einigen Meilen, welches sich bald ab-, bald herwärts wendete, um gegen das Land durch das Eis zu kommen. Alle schauten um sich, und fühlten sich auf's Neue gestärkt und gekräftigt, und die allgütige Vorsehung sprach: Amen! zu ihrer Hoffnung. Hätte jenes Schiff

ungehi  
die Na  
das C  
Absicht  
die S  
gewahr  
er aber  
und be  
aus de  
den w  
dem ju  
dige S  
Raven  
Muth  
erretter  
ein vo  
Gale  
hörte.  
20 M  
unglic  
denn f  
bitterst  
dem B  
halten.  
Glieder  
und e  
indeß  
drei C  
noch  
war,  
befindl  
beistän  
bootsm  
woran  
Uebrig  
23. S



ungehindert seinen Weg verfolgen können, so wäre es nicht in die Nähe unserer Unglücksgefährten gekommen. So aber zwang das Eis dasselbe, eine neue Durchfahrt zu suchen. In dieser Absicht geschah es, daß sich der Bootsmann jenes Schiffes in die See hinaus umsah, und unser im Eise befangenes Fahrzeug wahrte. Anfänglich hielt er es für einen todten Walfisch. Als er aber das Fernglas zu Hülfe nahm, erkannte er seinen Irrthum, und befahl, darauf loszusteuern.

Die Inhaber des Bracks spürten aus allen Anzeichen, und aus der Bewegung des Schiffes, daß man ihrer ansichtig geworden wäre, thaten daher Alles um, sich bemerkbar zu machen, indem sie unablässig das Segel auf- und niederzogen. Ihre baldige Erlösung schien keinem Zweifel mehr unterworfen zu sein. Ravens sagte in seinem Berichte, es wäre ihnen nicht anders zu Muth gewesen, als ob sie mit dem Daniel aus der Löwengrube errettet werden sollten.

Als ihnen das Schiff näher rückte, erkannten sie, daß es ein von Harlingen in Holland kommendes Schiff wäre, welches Gale Hankses befehligte, und welches zu ihrer Gesellschaft gehörte. Hankses setzte gleich drei Schaluppen aus, und ließ Alle 20 Mann, welche noch von 72 am Leben waren, aus dem verunglückten Schiffe abholen. Und es war gewiß die höchste Zeit; denn sie hatten 52 Stunden ohne Speise und Trank, in der bittersten Kälte, durchnäßt bis auf die Haut, ohne Schlaf auf dem Verdeck des Schiffes gefessen, und konnten es unmöglich aushalten. Ihre Füße waren ganz taub gefroren, und die übrigen Glieder starrten vor Kälte. Man legte sie Alle in gute Betten, und erwärmte sie auf diese Weise. Der Hochbootsmann blühte indeß doch noch das Leben ein. Am 25. kamen die übrigen drei Schiffe auch noch an. Sie wunderten sich nicht wenig, daß noch Jemand gerettet worden war.

Da der Kapitain Hankses nicht mit Wundärzten versehen war, so ließ er sogleich die auf den neuangekommenen Schiffen befindlichen Chirurgen herbeiholen, damit sie den Frostleidenden beiständen, und ihnen die Füße verbänden. Außer dem Hochbootsmann, dem beide Füße unter dem Knie abgelöset wurden, woran er starb, verlor nur ein einziger seine großen Zehen. Die Uebrigen insgesammt wurden wieder hergestellt, und langten am 23. September wieder in Holland an.



## Die Tauben.

Hat der kleine Leser einen Taubenschlag? Ja? Nun, dann werden ihm die lieben Täublein angenehme Gesellschafter sein. Kein Vogel ist liebenswürdiger und sanfter, als die Taube. Der Täuber liebt seine Taube mit großer Zärtlichkeit, hilft ihr beim Geschäft des Brütens und trägt reichlich zur Ernährung der Jungen bei. Die Tauben legen nur jedesmal ein Paar Eier, woraus ein Paar Täubchen gebrütet werden, allemal ein Männchen und ein Weibchen. Da der liebe Leser die Tauben so gerne hat, so will ich ihm von den Tauben erzählen, und obgleich er schon Manches davon selbst erzählen könnte, so soll er doch viel Neues erfahren. Nun, lieber Freund, welche Taubenart hältst Du auf Deinem Schlage? Ich habe Feldtauben, die suchen sich ihr Futter größtentheils selbst, und sie kosten mir deshalb nicht so viel als die Haustauben. Wie ist es denn mit den Haustauben? Diese halten sich stets in der Nähe des Hauses auf und müssen deshalb reichlich gefüttert werden. Gibt es denn nur eine Art von Haustauben? Nein, es gibt viele Arten, die sehr von einander verschieden sind: z. B. Kropftauben, auch Trommeltauben, Mövchen, mit ganz kurzem Schnabel, Dickschnäbel, Mohrköpfe, Tümmler, welche hoch in die Luft steigen und sich dann hinunter tummeln; türkische Tauben, mit breiten Augenrändern u. a. m. Die türkischen Tauben nennt man auch Brieftauben, weil sie zur Besorgung von Briefchen benutzt werden. Wie geht dies aber zu? Aufgepaßt! Die Taube findet sehr leicht ihren Wohnort wieder. Gesezt, man wollte von Athen schnell eine Nachricht nach Constantinopel befördern; so wird eine Taube, die von Constantinopel nach Athen gebracht worden, hier losgelassen und eilt dann mit einem angebundenen Briefchen nach Constantinopel. Nachdem die Telegraphen eingeführt sind, sind solche Boten überflüssig geworden. Aber welche Tauben leben denn bei uns in der Freiheit? Das ist die Ringeltaube, die Holztaube und die Turteltaube. Richtig. Die größte ist die Ringeltaube, die 17 Zoll lang wird, und besonders in Nadelwäldungen sich aufhält. Obgleich sich die Jungen aufziehen lassen, auch zahm werden, so dauern sie in der Gefangenschaft nicht lange aus. Die Holztaube ist kleiner, sie läßt sich zähmen und paart sich dann mit der zahmen Taube. Noch kleiner ist die Turteltaube, ein gar liebliches Täubchen, welches, zahm gemacht, sich mit der Lachtaube paart. Die Lachtaube — das



ist wahr — die haben wir noch nicht genannt. Wo stammt dieselbe her? Sie ist aus Ostindien zu uns gebracht worden, und führt ihren Namen von dem lachenden Tone, den sie hervorbringen kann. Nun aber will ich noch von einigen andern Tauben erzählen. In Amerika lebt die Wandertaube, die etwa 12 bis 14 Zoll lang wird und schieferblau ist. Sie zieht in Gesellschaften von mehreren Millionen von einem Orte zum andern. Die Bewohner verfolgen sie, um ihr kostbares Fleisch zu genießen. Sie nisten gemeinsam auf Bäumen, und man findet oft auf einem Baume über 100 Nester. Die mit Nestern vorzüglich beladenen Bäume werden so umgehauen, daß sie beim Niederfallen mehrere andere mit umreißen, und dann erhält man gleichsam auf einen Wurf mehrere hundert junge Tauben. Diese stehen den Alten an Größe wenig nach und sind in der Regel sehr fett. Man genießt ihr Fleisch entweder frisch oder geräuchert, das Fett wird ausgeschmolzen und statt Butter und Speck gebraucht. Wenn diese Tauben auf ihrem Zuge begriffen sind, so verdunkelt sich das Licht der Sonne und man hört von dem Flügelschlage ein Geräusch, welches einem grollenden Gewitter ähnlich ist. — Die größte aller Tauben ist die Krontaube, welche sich besonders auf den Malukken findet, und die eine Größe des Truthahnes erhält. Ihre Gestalt ist etwas plump, das Gefieder aber sehr lebhaft und schön, nämlich schieferblau mit Rothbraun und Weiß auf den Flügeln. Die kleinste aller Tauben ist die Erdtaube, die nur 5 Zoll lang wird, in Westindien lebt und ein dunkelgraues Gefieder mit grünen Flecken hat. Ihre Stimme ist klagend, wie die der Turteltaube. Man hat einige nach Europa gebracht, wo sie gezähmt wurden und im Zimmer sich sogar vermehrten.

### Der Tod eines Greises.

Der Arzt tritt aus der Stube, und forschend blickt ihn an,  
 Der draußen seiner wartet, der alte greise Mann;  
 „Ich muß Dir Schlimmes melden: — umsonst ist meine Müh';  
 Ihr Leben will erlöschen, nicht retten kann ich sie.

Ein schweres Loos hat heute der Himmel Dir bestimmt,  
 Da er von Deiner Seite die treue Gattin nimmt.  
 In felt'nem Glücke gingt Ihr durch's Leben Hand in Hand —  
 Der Himmel, der es knüpfte, löst heut' das schöne Band.“



Mit stillem Lächeln schaut ihm der Greis in's Angesicht.  
 Es trübte keine Thräne des hellen Auges Licht.  
 „„Der Tod, der ihrer wartet, er trennt mich nicht von ihr;  
 Wir lebten treu vereinet, vereint auch sterben wir.““

Und süße Ruh' im Herzen, in's Zimmer tritt der Greis.  
 Er steht an ihrem Lager in seiner Kinder Kreis.  
 Sie streckt ihm freundlich entgegen die abgezehrte Hand,  
 Und wie im Traume sinkt er auf ihres Bettes Rand.

Still ist es in dem Zimmer, das gleiche Ticken der Uhr  
 Tönt durch das tiefe Schweigen und leises Weinen nur.  
 Sie hat die Hände gefaltet und blickt ihn innig an,  
 Und träumend in ihre Augen schaut still der alte Mann.

Das sind die treuen Augen, mit denen einst die Braut  
 So liebevoll und innig in's Auge ihm geschaut.  
 Noch blickt durch diese Augen das alte treue Herz,  
 Das sich ein langes Leben bewährt in Lust und Schmerz.

Er denkt vergangener Tage — da tritt der Priester ein,  
 Die heil'ge letzte Delung der Kranken zu verlei'h'n.  
 „„Mein Vater, Ihr findet zweie zum nahen Tod bereit;  
 Gebt mir, wie ihr, die Weihe für Grab und Ewigkeit.““

Versagen kann's der Priester der frommen Bitte nicht,  
 Denn aus des Greises Augen bricht wunderbares Licht;  
 So schaut nur, wen der Flügel des Todes schon umweht,  
 Wer an der hellen Schwelle von lichten Welten steht.

Er hat die Weih' empfangen, der Priester segnet ihn,  
 Mit heiterm Blick erhebt er sich langsam von den Knie'n.  
 „„Wie freundlich schaut in's Fenster der Sonne warmer Schein!  
 D gebt mir einen Becher vom allerbesten Wein!““

Den Wunsch ihm zu erfüllen, den letzten, eilt man schnell;  
 Es perlt der Wein im Glase und leuchtet golden hell,  
 Ihm wird so weich, so seltsam — das Aug' umhüllt sich naß,  
 Und eine helle Thräne fällt leise in das Glas.

„„Als ich an Deiner Seite beim Hochzeitsmahle saß,  
 Reich't' ich der blühenden Jungfrau das volle leuchtende Glas,  
 Und mit den rosigen Lippen am Glase nippest Du:  
 Ein langes, schönes Leben! trank ich Dir fröhlich zu.““



„Heut' biet' ich Dir den Becher, wie ich ihn damals bot —  
So laß uns heute trinken auf einen schönen Tod!“  
Und leise nippt am Glase der Kranken bleicher Mund,  
Da hebt er hoch den Becher, und leert ihn auf den Grund.

„Du weite, schöne Erde, du helle, heit're Welt,  
Du Sonne, die so wärmend, so süß mein Herz erhellt,  
Die mehr als hundert Jahre mich freundlich angelacht —  
Zum Abschied sei auch freudig dies volle Glas gebracht!“

Er hat den Wein getrunken, die letzte Kraft entschwand,  
Er ist auf's Bett gesunken, das Glas entglitt der Hand.  
Ein leises Lächeln spielte um den erblaßten Mund,  
Und linde eingeschlummert sind beide zur letzten Stund'.

Was Mythen uns erzählen von jenem greisen Paar,  
Das lange, lange Jahre vereint und glücklich war,  
Bis an dem gleichen Tage das Leben Beider schwand —  
Es hat sich neu begeben in dem Dalmatierland.

### Thätige Menschenliebe.

Der am 2. Januar 1861 gestorbene König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., vermählte sich am 29. Nov. 1823 mit der Prinzessin Elisabeth von Baiern. Am 28. Nov. hielt die königliche Braut ihren festlichen Einzug in Berlin, und wurde mit unendlichem Jubel empfangen. Bei dieser Gelegenheit aber begab sich durch das Zusammenströmen des Volkes ein großes Unglück. Davon will ich nun eben nicht lang und breit erzählen, wohl aber davon, wie in einem Falle sich bei dieser Gelegenheit thätige Menschenliebe erwiesen hat. Ein Staatsbeamter war mit seiner Gattin und seinem fünfjährigen Töchterchen nach dem Lustgarten gegangen, um Abends den Fackelzug der Studenten mit anzusehen. Er hatte sich in einiger Entfernung von dem Zuge selbst und der demselben nachströmenden Volksmasse, nicht weit von dem Ufer der Spree, neben Werkstücke hingestellt, welche dort zur Vollendung des Baues der neuen Schloßbrücke in Bereitschaft lagen. Ungestört sah er hier mit Frau und Kind den Fackelzug, und als nach dessen Beendigung die Studenten die



Fackeln auf einen Haufen zusammenwarfen, damit sie nun gänzlich aufloderten, wollte er sich entfernen; denn er bemerkte, daß das Gewühl der Zuschauer auf dem großen, sogenannten Lustgarten sehr zunahm. „Es ist Zeit,“ sagte er zu seiner Gattin, „daß wir uns nach Hause begeben, ehe der schmale Weg über die Brücke beim Zeughause uns durch die Volksmenge versperrt wird.“ Er ging nun, die Gattin am Arm, das Kind an der Hand, ziemlich ungehindert bis zu jener Brücke, kam auch mit den Seinigen bis jenseit des in der Mitte der Brücke befindlichen Aufzuges. Aber plötzlich sah er sich, ehe er es ahnte, von allen Seiten von einer ungestüm dahermogenden Menschenmasse umringt, so daß ihm in diesem Augenblicke sogleich seine und der Seinigen Lebensgefahr vor die Seele trat. Er hatte indessen noch so viel Gegenwart des Geistes, daß er einen Offizier, den er nicht kannte, und der sich eben jetzt dicht neben seiner Gattin befand, mit den Worten anredete: „Ich bitte Sie um Gotteswillen, nehmen Sie sich meiner Frau an, damit ich für mein Kind sorgen kann!“ — Der Offizier ergriff auch sogleich die ihm anvertraute Frau; der Mann aber hob in der größten Angst sein Kind in die Höhe und warf es mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft nach dem Ende der Brücke unter die ihm entgegenströmenden Menschen, welche sich noch auf dem festen Boden nach dem Zeughause befanden. Die Menge stand Kopf an Kopf, und das Kind konnte also nicht zur Erde fallen. Gott vertrauend, hatte der Vater sein Kind der Vorsehung übergeben, die ja über Alles waltet. In dem nämlichen Augenblicke war er selbst aber auch von der ihn drängenden Menge niedergeworfen worden, und es stürzten, während er auf der Brücke lag, immer mehrere über ihn her. Er hörte das Angstgeschrei der über ihn Hingestürzten; er selber schrie, so lange es seine Kräfte vermochten. Zwei Frauenzimmer waren auf ihn gefallen und hatten ihn wenigstens vor dem Zerbrechen der Rippen geschützt. Glücklicherweise war auch der Kopf so weit frei geblieben, daß er athmen konnte und nicht Gefahr lief, zu ersticken. Das Angstgeschrei der auf ihm Liegenden hörte endlich auf. Es verwandelte sich in ein dumpfes Röcheln. Dann hörte er die letzten Seufzer der Sterbenden. Ein ähnliches Schicksal erwartend, versank er nun selbst in einen fast gefühllosen Zustand. So mochte er etwa eine halbe Stunde gelegen haben, als er fühlte, daß die auf ihm liegende Last immer leichter wurde. Endlich hob man auch die zunächst auf ihn Gefallenen und dann ihn selbst empor. Wie



ein Trunkener konnte er auf seinen Beinen Anfangs nicht aufrecht stehen. Unbekannte Menschen hielten ihn. Nun kehrte sein Bewußtsein zurück. Er fühlte sich lebendig und unverletzt. Wie ein Wahnsinniger riß er sich nun aber rasch von denen, die ihn noch halten wollten, los, und rannte in seine ziemlich weit von hier entlegene Wohnung zurück. — „Wo sind Frau und Kind?“ — — Beide fehlten! — — Was war aus ihnen geworden? — Nach dem, was er selbst gelitten und Andere leiden gesehen hatte, mußten sie auf der Unglücksbrücke den Tod gefunden haben oder doch tödtlich verletzt sein. Eine unbeschreibliche Angst ergriff ihn. An Rettung und Hülfe war nicht zu denken. Wo sollte er seine Verlorenen auffinden? — Noch gefolttert von allen diesen schaudervollen Vorstellungen und in dieser Lage unfähig, irgend einen Entschluß zu fassen, vernahm er ein großes Geräusch in dem Hause. Das Getöse kam immer näher. „Man wird dir jetzt die Leiche deiner Gattin und deiner Tochter bringen!“ dieser schreckliche Gedanke durchschauerte ihn. Er wagte es nicht, die Thür zu öffnen. Der kalte Fieberschauer der Angst lähmte ihm alle seine Glieder. Die Sinne wollten ihm vergehen. Er konnte sich kaum noch auf den Füßen halten. Da öffnete sich die Thür. Von mehreren Frauenzimmern begleitet und geführt trat herein — seine Gattin, freilich in zerrissenen Kleidern und bleich, — aber unverletzt und gesund. Welch' ein Wiedersehen nach solch' einer schaudervollen Trennung! — Der Offizier, dessen Name leider nicht bekannt geworden ist, hatte sich der seinem Schutz Anvertrauten hochherzig angenommen. Zwar waren auch er und sie von der Menschenfluth niedergeworfen worden; aber der gewandte, kräftige Krieger hatte doch Gelegenheit gefunden, sich wieder aufzurichten, und nun hatte er, mehr sein gegebenes Wort, als die eigene ihn umringende Gefahr achtend, sich rastlos bemüht, seine Schutzbefohlene aus dem Haufen der zu Boden Gestürzten wieder hervorzuziehen. Mit welcher Anstrengung dieses geschehen sein muß, beweist, daß der geretteten Frau dabei die Schnürstiefel von den Füßen gerissen waren, ehe es ihm gelang, sie frei zu machen und aufzurichten. So kam sie nun ohne Fußbekleidung und mit zerfetzten Kleidern wieder zum Stehen. Ihr Retter brachte sie glücklich durch das Getümmel und Gedränge bis zum Zeughause, wo sie von einigen dort stehenden Frauen und Jungfrauen, aus dem gewöhnlichen Bürgerstande, aufgenommen wurde. Der Offizier befand sich selbst in einem solchen Zustande, daß er sich nothwendig sofort entfernen mußte. —



„Mein Gott!“ rief eine der Bürgerfrauen, welcher die Gerettete zugeführt worden war, „wie sehen Sie aus! Gib doch“ — sprach sie zu ihrer Tochter — „der armen Frau geschwinde Dein Halstuch!“ dies geschah sogleich mit Freuden. Jetzt gewahrte die gute Frau, daß die Gerettete auf den bloßen Strümpfen stand. Sogleich zog sie ihre eigenen Schuhe aus und drang so lange in die ihr völlig Unbekannte, bis sie solche, so sehr sie sich auch sträubte, angezogen hatte. Der Einwand, es werde ja der wohlthätigen Helferin selbst schaden, auf dem kalten Pflaster ohne Schuhe zu stehen und zu gehen, wurde von der Bürgerfrau mit der treuherzigen Antwort erwidert: „Ei was, Ihnen ist es doch tausendmal schädlicher, als mir!“

Mehrere Frauen und Töchter hatten sich um die unglückliche Mutter, die in bangen Sorgen schwebte, versammelt. Sie erzählte ihnen mit kurzen Worten, wer sie sei und jammerte um Gatte und Tochter. Man tröstete sie, so gut man konnte, und da man sie nicht allein nach ihrer Wohnung zurückkehren lassen wollte, so beschloßen die anwesenden Frauen und Jungfrauen, sie zu begleiten.

Wie deutlich und ehrenvoll zeigte sich hier der wohlthätige, biedere, mitleidige Sinn des Mittelstandes! Hier äußerte sich die Theilnahme nicht etwa bloß durch schön klingende Worte, sondern durch werththätigen Beistand.

Nach der ersten, freudigen Scene des Wiedersehens des Gatten und der Gattin erwachte nun aber um desto lebendiger und schmerzhafter der Gedanke an die verlorene Tochter. Aber auch diese herzerreißende Angst verwandelte sich wenige Augenblicke darauf in unaussprechliche Freude; denn die Verlorengeliebte wurde unverletzt den Eltern zurückgebracht. Gottes Hand hatte die Kleine beschützt, sie war unbeschädigt durch das Gewühl und Gedränge gekommen. Da sie nun heftig weinte und man sie ganz verlassen fand, brachte man sie vorläufig in das Haus des Kommandanten in Sicherheit, von wo sie, nachdem sie ihre Eltern bezeichnet, ohne Zeitverlust nach deren Wohnung zurückgeführt wurde.

### Aus Pfennigen werden Thaler.

„Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung“ — sagt die heilige Schrift, und dagegen darf Niemand



etwas einwenden; denn Gotteswort ist wahres Wort. Deshalb ist auch der Geiz mit Recht unter den Menschen als ein großes Laster verschrieen; aber Sparsamkeit ist wohl vom Geize zu unterscheiden. Geiz ist — wie gesagt — ein Laster, aber Sparsamkeit ist eine Tugend. Wer's richtig versteht, wird's begreifen. Dem Herausgeber dieses Buches — der überall, wie eine Biene, Honig sucht für seine kleine Welt — ist einmal folgende Geschichte begegnet. Es war die schöne Zeit der Ferien; ich gedachte mich zu erholen von der Arbeit, und Stoff zu sammeln für diese oder jene Erzählung. Da kehrte ich eines Tages in eine Stadt ein, und nachdem ich es mir bequem gemacht hatte, schaute ich neugierig — warum sollte ein Reisender, wie ich, nicht neugierig sein? — zum Fenster hinaus. Dem Gasthose gegenüber lag ein schöner Laden, eine sogenannte Materialien-Handlung. Die Thüre stand nicht stille, so lebhaft war der Verkehr. Es gingen viele Leute aus und ein, und ich fragte den anwesenden Gastwirth: „Das scheint ein sehr besuchter Laden zu sein?“ — „Ei freilich!“ sagte der Wirth, „und das mit Recht; denn die Leute werden gut bedient und erhalten für ihr Geld stets gute Waaren.“ — „Wie heißt denn der Kaufmann?“ fragte ich weiter. — „Er heißt Emmerich,“ antwortete der Wirth, „und wenn Sie genauer mit ihm bekannt werden wollen, so haben Sie diesen Abend Gelegenheit dazu; denn mein ehrenwerther Nachbar kommt jeden Abend, nach abgeschlossenem Geschäft, auf ein Stündchen herüber, und trinkt sein Schöppchen.“ — „Wenn ich von ihm etwas lernen könnte,“ entgegnete ich mit Lachen, „so wäre mir diese Gelegenheit gewiß willkommen.“ — „Lernen?“ fragte der Wirth mit gedehntem Tone, „lernen? — der Herr Emmerich ist ein armer Junge gewesen, und hat seinen Wohlstand nur seinem Fleiße, seiner Umsicht, und natürlich — dem Segen von oben zu danken.“ Ich wurde durch ein solches Lob sogleich für den Herrn Emmerich eingenommen, und beschloß, denselben um jeden Preis kennen zu lernen. Gegen sieben Uhr trat ein einfach schlichter Mann in das Gastzimmer, den mir der Wirth als den Herrn Emmerich bezeichnete. Ich suchte also Gelegenheit, in seine Nähe zu kommen und mit ihm bekannt zu werden. Nachdem ich mich einige Zeit mit ihm unterhalten hatte, fragte er mich nach meinem Namen. Als ich ihm denselben genannt, lächelte er, reichte mir die Hand und sagte: „Ei, Sie sind also der Mann, der die vielen Jugendschriftchen schreibt. Nun, ja, ich habe selbst mit Vergnügen darin gelesen.“



Aber, sagen Sie mir, wo nehmen Sie immer den Stoff zu Ihren Erzählungen her?" — "Größtentheils aus dem wirklichen Leben," antwortete ich, "und ich muß es Ihnen gestehen, daß ich die Hoffnung hege, auch von Ihnen einen Beitrag zu erhalten, der für meine kleinen Leser belehrend sein dürfte. Der Wirth hat mir schon einige Andeutungen gegeben, und daraus müssen Sie meine Zudringlichkeit entschuldigen."

Herr Emmerich lachte und sprach: "Gewiß, ich will Ihnen meine Geschichte nicht vorenthalten, und wenn Einer oder der Andere daraus etwas lernen wird, so soll's mich freuen."

"Ich wurde frühe eine vaterlose Waise" — also begann Herr Emmerich, — "und meine gute Mutter befand sich in nicht geringer Verlegenheit; denn wovon sollte sie mich und meine Schwester kleiden und ernähren, da sie auch nicht das geringste Vermögen besaß. Mit dem Vater war auch der Ernährer gestorben. Doch die Mutter suchte nicht Trost bei andern Leuten; sondern bei dem, der ein Vater der Wittwen und Waisen ist, bei dem ewigen Meister aller Welten. Da die Mutter im Nähen und Stricken gut erfahren war, so suchte sie sich dadurch einiges Geld zu verdienen, allein dasselbe reichte nicht hin, uns Alle zu ernähren. Wir sahen deshalb oft unsere gute Mutter in ihrem Kummer weinen, und suchten sie, so gut es gehen wollte, zu trösten. Endlich gab mir der liebe Gott den guten Gedanken ein, daß wir Kinder auch schon etwas verdienen könnten. Wir kannten ja Flieder, Kamillen, die Schlehlenblüthe, und wußten, daß diese Blumen in den Apotheken gebraucht werden. Unser Entschluß wurde sogleich ausgeführt, wir sammelten, wie die Bienen, und als ich das erste Geld für einen Korb Fliederblüthen nach Hause brachte, war ich glücklicher, als das Kind der reichsten Eltern. Der Apotheker war ein überaus menschenfreundlicher Mann, erkundigte sich nach meiner Familie, und als er hörte, daß wir keinen Vater mehr hatten, war er noch einmal so gütig." "Lieber Kleiner," sagte er eines Tages, "es gibt auch noch andere Kräuter, die wir gebrauchen können, da Du solche aber nicht kennst, so will ich sie Dir zeigen. Bitte Deine gute Mutter, daß Du mich morgen begleiten darfst." Freudig eilte ich nach Hause und die Mutter gab gerne die Erlaubniß dazu. Von nun an begleitete ich oft den Apotheker auf seinen Spaziergängen, und er machte mich nach und nach mit den nützlichen Gewächsen bekannt, so daß sich von nun an ein reiches Feld der Erndte für mich eröffnete. Ich hieß von nun an nicht



anders, als der kleine Kräutersammler. Meine Schwester half der Mutter bei ihren Arbeiten, und ich ging meinem Geschäfte nach. Gott segnete es, und wir kamen glücklich durch. Nun aber werden Sie fragen, was ich im Winter gemacht, wo doch keine Kräuter zu sammeln waren? Auch dafür sorgte der gute Apotheker. Durch seine Vermittelung unterrichtete mich ein Buchbinder, und zeigte mir, wie man die Schächtelchen aus Pappe macht. Der Apotheker lieferte mir das nöthige Material und nun wurden hunderte von Schächtelchen gemacht, die der gute Mann dann reichlich bezahlte. So wuchs ich heran und wurde ein kräftiger Knabe, der nun darauf bedacht sein mußte, ein nützlich Gewerbe zu erlernen. Der Apotheker hatte einen Freund, der eine Materialien-Handlung besaß, und weil ich oft den Wunsch geäußert, die Handlung zu erlernen, so ließ sich der Freund des Apothekers bewegen, mich in die Lehre zu nehmen. Um diese Zeit verlor ich leider meine gute Mutter. Meine Schwester aber war so weit herangewachsen, daß sie bei einer Herrschaft in Dienst trat. Meine Sorge ging nun dahin, meinem Lehrherrn Freude zu machen und durch Fleiß und Aufmerksamkeit die Materialien-Handlung gründlich zu erlernen. Als die Lehrjahre vorüber waren, blieb ich noch zwei Jahre bei meinem Herrn und erhielt einen reichlichen Lohn, von dem ich etwas ersparen konnte; denn den Lustbarkeiten bin ich nie hold gewesen, und den Vergnügungen bin ich nie nachgelaufen. Nun aber mußte ich auf den Rath meiner Freunde in die Welt, mußte reisen, und diente einige Jahre in einer sehr großartigen Handlung. Da erhielt ich eines Tages einen Brief von meinem frühern Lehrherrn, der mich bat, sofort zu ihm zu kommen. Ich fand ihn leider in einem Zustande, der mich tief betrühte, die linke Seite war durch einen Schlaganfall gelähmt worden. Er bedurfte in seinem Geschäfte der Unterstützung, da er selbst keine Söhne, sondern nur eine Tochter hatte. Ich übernahm die Leitung des ganzen Geschäfts. Da meine Ersparnisse nach und nach herangewachsen waren, so sagte mein Lehrherr eines Tages: Du kannst Dein Geld noch besser anlegen, als in der Sparkasse; ich will Dich als Theilhaber in meinem Geschäft annehmen, und es Dir überlassen, ob Du dasselbe noch erweitern willst. So wurde ich von einem Diener auf einmal Theilnehmer eines guten Geschäfts. Mein Lehrherr wurde mir bald aber noch mehr, er wurde mein zweiter Vater, denn seine Tochter wurde meine liebe Frau. Sehen Sie, so hat mich der gütige Gott weise und liebevoll geführt. An



seinem Segen ist Alles gelegen; allein auch der Mensch soll das Seinige thun. Arbeitsamkeit und Sparsamkeit sind die wahren Quellen eines sichern Wohlstandes."

Ich dankte dem Herrn Emmerich für seine schöne Mittheilung, schrieb dieselbe später für meine kleinen Freunde nieder, und werde mich freuen, wenn dieselbe Einen oder den Andern auch zur Arbeitsamkeit und Sparsamkeit ermahnet; denn aus Pfennigen werden Thaler.

### Der König und sein Bruder.

Ein großer König war fast jederzeit traurig. Einst fuhr er in einem Prachtwagen über Land, umgeben von seinem Hofe; unterwegs begegneten ihm zwei Ordensbrüder mit blassen Gesichtern und schlichten Mönchsgewändern. Sobald der König sie erblickte, sprang er aus seinem Wagen, fiel den Brüdern zu Füßen, umarmte und küßte sie. Die Hofleute, solches sehend, wurden im Innern entrüstet, denn sie vermeinten, die Herablassung eines so großen Königs gegen so geringe Menschen zieme sich für die Majestät nicht. Weil aber Keiner so kühn war, seinen Unwillen gegen den König selbst zu äußern, so veranlaßten sie des Königs Bruder, daß er sich darüber auslassen möchte. Dieser that es. Der König entgegnete seinem Bruder, er wolle ihm in Zukunft die Ursache seines Thuns schon anzeigen.

Nun war es Brauch in diesem Lande, wenn Jemand zum Tode verurtheilt war, so schickte ihm der König des Abends zuvor einen Trompeter, welcher vor des Verurtheilten Thür ein Todtenlied blasen mußte, um anzudeuten, daß derselbe den folgenden Tag sterben solle; deshalb nannte man die Musik die Todten-Posaune. Einen solchen Trompeter schickte der König am Abend seinem Bruder vor die Thür.

Als nun der Klang der Todten-Posaune dort erscholl, da ward im Hause nichts gehört, als Heulen und Wimmern von Weib und Kindern und vom Gesinde, die ganze Nacht hindurch.

Sobald der Tag anbrach, ging der Bruder in den königlichen Palast mit Weib und Kindern, Gehör erslehend. Da klagte er sehr über sein trauriges Loos, indem er sich nicht bewußt sei, es verdient zu haben.



Der König erwiderte ihm: Fürchtest Du denn des Königs Zorn, der doch Deines Geblüts und Geschlechts ist; erschreckst Du so sehr vor dem Posaunenschall, da Du keines Fehlers Dich schuldig weißt? Warum hast Du es mir denn übel gedeutet, daß ich mich auf dem Wege demüthigte gegen jene zwei Brüder?

Sie klagten mich in Ihrer Einfalt, Armuth und Abtödtung meines Stolzes, meiner Anhänglichkeit an das Irdische und meiner Genußsucht an. Ich fühlte es in jenem Augenblicke tief, wie sehr sie mich an sittlicher Höhe überflügelten, darum verdemüthigte ich mich vor ihnen. Ich dachte an das Gericht, das auch über Könige gehalten wird, als ich jene wahren Jünger der Kreuzeschule erblickte; darum ward ich traurig. Laß uns Beide vor jenem Posaunenschall erschrecken, welcher uns den ewigen Tod verkündet. Dieses nur wollte ich Dir hiermit zu verstehen geben und Dich mahnen, daß Du an den Tod und an das letzte Gericht denken mögest. Denn: Ist der zeitliche Tod wohl mit dem ewigen Tode zu vergleichen?!

### Bieten im zweiten schlesischen Kriege. \*)

Beim Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges lag Bieten krank darnieder; allein er folgte der Armee, so hinfällig er auch war. Wunderbar, als er auf seinem Posten war, war die Krankheit verschwunden und er war wieder der Alte. Friedrich's Auge war auf Prag gerichtet und in drei Abtheilungen marschirte man auf Böhmens Hauptstadt. Bieten war in der Begleitung des Königs, zog der Elbe entlang und gerieth bald mit der Esterhazy'schen Kavallerie in die hitzigsten Scharmützel. Die Oesterreicher wurden geworfen und nahmen ihren Zug ebenfalls nach Prag. Die Esterhazy'schen Truppen trugen schöne Säbeltaschen; da nun einige dieser Leute gefangen wurden, so hingen sich die Bieten'schen Husaren diesen schönen Schmuck an. Dadurch wurden die andern auch angefeuert, sich solche Säbeltaschen zu verschaffen, und als man vor Prag ankam, trug der größte Theil der Bieten'schen Husaren Esterhazy'sche Säbeltaschen. So hatte also der Krieg glücklich angefangen, wodurch der Muth der

\*) Aus „Preußens Helden.“ Von Ph. Jac. Beumer. Preis 15 Sgr.



Husaren erhöht wurde. Wir können nun unmöglich alle die siegreichen Gefechte umständlich erzählen, und müssen uns auf die wichtigsten beschränken. Das Städtchen Tabor wurde genommen und vor rückte Zieten, der stets die Avantgarde kommandirte, vor Budweis. Jenseit der Moldau lagen Kroaten, die unaufhörlich ihre Kugeln auf die Preußen sandten. Diesem Ding muß ein Ende gemacht werden! sagte Zieten und sandte einige Husaren an die Moldau, um zum Schein ihre Pferde zu tränken; ihre Aufgabe war aber die, eine Durchsurt zu suchen. Die Kroaten staunten über diese Kühnheit. Als die Durchsurt gefunden war, ließ Zieten einschwenken und folgte den Führern durch die Moldau. In kurzer Zeit saß er den Kroaten auf dem Nacken und richtete eine große Niederlage unter ihnen an. Was nicht niedergehauen wurde, das wurde gefangen genommen. Die Folge davon war, daß die Festung Budweis kapitulirte. Am Tage darauf, am 1. Oktober, wurde durch Zieten das Bergschloß Frauenberg eingenommen. Der König war hoch erfreut über die Tapferkeit seiner Truppen und ernannte Zieten am 3. Oktober zum Generalmajor.

Der Mangel an Lebensmitteln zwang den König, den Rückzug zu befehlen, und Zieten erhielt den Auftrag, die Armee zu decken. Durch die Tollkühnheit eines Husaren kam Zieten mit den Seinen in große Gefahr. Dieser Husar, wuthentbrannt gegen die Desterreicher, setzte allein durch die Mulde und sprengte gegen den Feind. Zwei Schwadronen folgten diesem Beispiel, ohne Befehl erhalten zu haben und geriethen so in die Gefahr, niedergehauen zu werden. Das konnte der brave Zieten nicht zugeben; war es auch ein toller Streich, so mußte doch geholfen werden. Ungesäumt setzte Zieten mit seinen beiden Husaren-Regimentern durch den Fluß und griff den Feind an. Da marschirten aber 10,000 Desterreicher aus den verschiedensten Truppentheilen heran, so daß Zieten bedroht war, gänzlich abgeschnitten zu werden. Nur Muth und Besonnenheit rettete ihn und die Seinen; nachdem er ein gräuliches Blutbad unter den Feinden angerichtet hatte, zogen sich diese zurück. Dies geschah bei Bechin. Das Gefecht währte von Mittags bis 9 Uhr Abends. Als die Verwundeten in Tabor sicher untergebracht waren, marschirte Zieten noch in derselben Nacht in das Lager des Königs. Friedrich ging ihm persönlich entgegen und ertheilte ihm die schmeichelhaftesten Lobsprüche. Dann stellte sich der König an die Spitze der siegreichen Truppen und führte sie



selbst die ganze Fronte des Lagers entlang. Die jauchzenden Bivats wollten kein Ende nehmen. Etwa drei Wochen später hatte Zieten einen noch schlimmern Stand. Die Feinde wollten den König von Prag abschneiden, und die vereinigte österreichische und sächsische Armee war in aller Stille über die Elbe gegangen. Zieten hatte nur ein Bataillon Infanterie und drei Schwadronen Husaren bei sich. Dennoch hielt er der Uebermacht des Feindes Stand, obgleich ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde. Fünf Stunden hatte der übermenschliche Kampf gewährt, und den österreichischen Generalen war es unerklärlich, wie ein so kleiner Haufen sich habe behaupten können. Zieten's Name wurde selbst in der feindlichen Armee mit der höchsten Achtung genannt.

Der König zog sich nach Schlesien zurück, seine Feinde wuchsen an Zahl und die Noth wurde immer größer. Im Frühjahr erschien ein feindliches Heer von 20,000 Mann. Friedrich stand bei Neustadt; er mußte den Kampf annehmen; allein er konnte nicht eher angreifen, bis der Markgraf Karl, der bei Jägerndorf stand, sich mit ihm vereinigt haben würde. Wie dem aber die Nachricht geben? Zieten und seine Husaren sollten die Boten sein. Es ging dem alten Zieten nahe, seine Leute so schnurstracks in's Verderben zu führen; denn zwischen Neustadt und Jägerndorf war das feindliche Lager. Lange hatte sich der Alte die Stirne gerieben, endlich sagte er: „Wir sollen nun so müssen wir uns durchschlagen!“ Jedem Husaren wurde die Botschaft an den Markgrafen Karl mitgetheilt, damit, wenn auch nur Einer durchkäme, die Nachricht übergebracht würde. Wie aber nun die Sache anfangen? Die Husaren hatten neue Pelze bekommen, ähnlich denen, die die Oesterreicher trugen. Die wurden angezogen, denn darin hatte man noch keine Zieten'schen Husaren gesehen. Ferner dienten viele Ungarn unter den Husaren; diese mußten voraus, um sich in ihrer Sprache zu unterhalten. Man sieht, der Zieten war ein Schlaufkopf. Nun legte er sich in einen Hinterhalt, wartete die Gelegenheit ab, bis ein österreichisches Regiment vorüber zum Lager zog und schloß sich dann in aller Gemüthlichkeit an. Die Täuschung gelang so gänzlich, daß ein österreichischer Oberst an den General v. Zieten heranritt, ihn begrüßte und sich freute, daß es ihm so wohl ginge. Da rief Zieten: „Es ist ein Oesterreicher, nehmet ihn gefangen!“ Ohne alles Geräusch wurde der Herr Oberst mitgenommen. Da schwenkte das Dragoner-Regiment der



Oesterreicher links ab zum Lager; Zieten's Weg war aber ein anderer. Nun wurden die feindlichen Posten aufmerksam und bald hieß es: „Zieten! Zieten! Preußen! Preußen!“ Zieten gewann einen Vorsprung, während im Lager Alles in Bewegung gerieth und jetzt die Preußen verfolgte. Zieten kam glücklich mit seinen Husaren beim Markgrafen an und hatte unterwegs noch die seltene Freude, einen alten Kameraden vom Rheine zu retten. Zieten's Pferd that nämlich einen gewaltigen Sprung, und als er sich nun nach der Ursache umsah, rief ihm eine bekannte Stimme zu: „Zieten, Zieten, rettet!“ Es war ein gestürzter österreichischer Offizier, der mit Zieten am Rhein gewesen. Zieten war zu edelmüthig, ihn gefangen zu nehmen; er gab vielmehr einem Husaren den Auftrag, dem Gestürzten aufzuhelfen und dafür zu sorgen, daß er in Sicherheit komme.

Der Markgraf empfing den Zieten als einen Freund, und bezeigte ihm die herzlichste Dankbarkeit. Nun wurde der Rückzug angetreten, wobei es ein blutiges Gefecht gab, das aber dem Feinde 1400 Todte und 2 Fahnen kostete. Als das Heer sich am 28. Mai bei Frankenstein mit der Armee Friedrich's vereinigte, wußte der König seine Dankbarkeit nicht besser an den Tag zu legen, als daß er allen Stabsoffizieren des Zieten'schen Regiments den Orden des Verdienstes verlieh und die Truppen reichlich beschenkte. Schon am 4. Juni wurde die Schlacht bei Hohenfriedberg geschlagen und von den Preußen gewonnen. Zieten kommandirte hier das Reserve-Corps und trug nicht wenig zum Siege des Tages bei; denn seine Husaren brachten den österreichischen General Berlichingen als Gefangenen. Die Feinde wurden unablässig verfolgt. Bei Katholisch-Hennersdorf stand Zieten dem Feinde wieder gegenüber. Obgleich die Zahl der Feinde sehr groß war, so griff er sie doch an, schlug sie und machte viele Gefangene. Leider traf ihn hier eine Kugel in die Wade und verwundete ihn dergestalt, daß er vorläufig aushalten mußte. Bekanntlich machte der alte Dessauer bei Kesselsdorf den Schluß des zweiten schlesischen Krieges; denn dieser glorreichen Schlacht (am 15. Dezember) folgte bald der Friede zu Dresden (25. Dezember). Wir können es uns nicht versagen, aus einem Gedichte von W. v. Chapman einige Strophen hier folgen zu lassen, die sich auf den berühmten Zug nach Jägerndorf beziehen:



Als Friedrich ihn gen Neustadt schickte  
Mit seinem Regiment,  
Wie schlau er da den Feind berückte,  
Das weiß, wer Zieten kennt.

Dem Markgraf sollt' er Kunde bringen  
Von König Friedrich's Heer,  
Auf seinen schnellen Abmarsch dringen,  
Doch stand der Feind vorquer.

Da ließ Held Zieten die Husaren,  
Bekannt in rother Tracht,  
In ihre blauen Pelze fahren,  
Die nie geseh'n die Schlacht.

Sie waren in dem blauen Kleide  
Fast Syleth's Ungarn gleich,  
Und trabten frisch durch Flur und Haide  
Zum kühnen Reiterstreich.

Ein Oberst naht den Feindesschaaren,  
Den Dreimast auf dem Kopf;  
Doch weh'! die Zieten'schen Husaren,  
Die nahmen ihn beim Schopf.

Da ward der Schreckruf: „Zieten! Zieten!“  
Im nahen Lager laut,  
Schon hört man: „Zum Gewehr!“ gebieten  
Und greift nach Loth und Kraut.

Und wüthend stürzte sich die Menge  
Auf Zieten's kleine Schaar;  
Da focht als Held im Schlachtgedränge  
Der Preußische Husar.

Von seines Säbels kräft'gem Schwunge  
Ward mancher Sattel leer,  
Und fiel auch mancher brave Junge:  
Der Feinde fielen mehr.

Und fechtend rückte Zieten weiter,  
In Pulverdampf gehüllt;  
Da nahten schon des Markgrafs Reiter —  
Sein Auftrag war erfüllt.



## Die Gemse.

Die Gemse hat die Größe eines Ziegenbocks und ist im Frühjahre weißgrau, im Sommer rothbraun, im Herbst dunkelbraun und im Winter schwarz. Sie hat lange schwarze, gerade Hörner, deren Spitze sich aber plötzlich nach hinten biegt, so daß sie einem Angelhaken gleichen. Auch das Weibchen ist mit solchen Hörnern geschmückt, übrigens jedoch zierlicher und kleiner als das Männchen. Zu ihrem Aufenthalte wählt die Gemse die höchsten Gebirge, die schweizerischen, savoischen, tyrolischen und kärnthener Alpen, die Karpathen, Pyrenäen, Apenninen und den Kaukasus. Hier weiden sie in Rudeln von 5-bis 40 Stück. Aus Furcht vor den unaufhörlichen Nachstellungen der Jäger halten sie sich am Tage in hohen unzugänglichen Klüften und Klippen in der Gegend der Schneegrenze auf. Im Sommer wagen sie sich in den Morgen- und Abendstunden etwas tiefer herab, um die besten und kräftigsten Alpenkräuter aufzusuchen; im Spätherbst und Winter kommen sie noch tiefer in die Wälder und nehmen ihr Lager unter dichten Tannen, welche ihre Zweige dicht über die Erde hin ausbreiten, um gegen Schnee und Wind und gegen den Sturz der Lawinen gesichert zu sein. Sie behelfen sich mit Baummoos, bis die mildere Witterung wiederkehrt.

Sie haben einen feinen Geruch und ein noch schäferes Gesicht. Sie sehen sich nach allen Seiten hin um und wittern umher, ob auch ein Feind in der Nähe sei. In der Regel haben sie, wenn sie bei Tage weiden, eine Schildwache ausgestellt, welche, sobald sie einen Menschen erblickt, ein durchdringendes Pfeifen ausstößt, was alle übrigen als Zeichen zur Flucht kennen. Sie laufen nicht, sondern machen ungeheuerer Sätze, oft 21 Fuß weit. Die Klauen ihrer Füße sind unten ausgehöhlt und haben scharfe Ränder, so daß sie auf den steilsten Klippen, wo oft nur für ihre vier Füße Platz ist, mit Sicherheit stehen können.

Die Gemse wirft jährlich 1, selten 2 Junge, welche die Mutter 6 Monate hindurch säugt und mit großer Zärtlichkeit liebt. Sie übt sie im Klettern und Springen, indem sie ihnen den Sprung so lange vormacht, bis sie denselben versuchen. Wird die Mutter getödtet, so weicht das Junge nicht von ihrer Seite und läßt sich ohne Mühe fangen. Ist es jedoch schon ziemlich groß, so entflieht es und wird dann von einer andern Mutter an Kindesstatt angenommen. Die jungen Gemsen lassen



sich zähmen. Sie folgen der Stimme ihres Herrn, wie der treueste Hund, und springen an ihm hinauf. Auch mit Hunden thun sie sehr zutraulich und theilen friedlich das Lager mit ihnen.

Bären und Wölfe, Adler und Alpengeier sind Feinde der Gemsen. Sie holen die Jungen vor den Augen der Alten hinweg und tragen sie hoch in die Lüfte hinauf. Oft werden auch die Alten selbst von dem Adler und Geier angegriffen, wenn sie sich an gefährlichen Orten, an einem Abgrunde befinden. Der Adler umschwirrt und schlägt sie mit seinen Flügeln so lange, daß sie ganz verwirrt werden und sich in die Tiefe hinabstürzen, wohin er ihnen dann nachfliegt und sie erwürgt. Oft werden auch ganze Heerden von den Schneelavinen vergraben.

Der gefährlichste Feind der Gemsen bleibt jedoch der Mensch in Gebirgsländern, der ihnen mit einer Tollkühnheit und Berwegenheit nachstellt, von welcher der Bewohner der Ebene sich keine Vorstellung machen kann. Gerade in dem Gefährlichen dieser Jagd scheint der größte Reiz zu liegen. Ein Gemsenjäger muß gar viele Eigenschaften besitzen, die sich bei den wenigsten Menschen vereinigt finden. Ein starker Körperbau ist das erste Erforderniß, damit er dem fürchterlichen Wetter, der heftigen Kälte und Nässe Trotz bieten, und ohne Nachtheil seiner Gesundheit ganze Nächte unter einem Felsen an den höchsten Berg Rücken zubringen kann. Ferner bedarf er eines ganz schwindelfreien Kopfes, eines scharfen Auges und eines festen Armes zum Schießen. Muth und Kaltblütigkeit in den vielen und mancherlei Gefahren sind ihm unentbehrlich. Nie ermüdende Geduld, Beharrlichkeit und Erfahrung müssen hinzukommen. Endlich muß er einen guten Rücken haben, um den ganzen Tag sein schweres Jagdgewehr und seine Lebensmittel tragen zu können. Seine Rüstung besteht in einem leichten Kleide, stark benägelten Schuhen, woran er Fußseisen schnallen kann, einem Alpenstock, einer tüchtigen Büchse und einem Fernrohr. In der Jagdtasche hat er Brod und Käse, auch wohl ein Fläschchen mit Wein oder Branntwein. So gerüstet, zieht er aus, gewöhnlich ohne Hunde; denn die Jagd mit Hunden ist die feltner, weil die Gemsen dieselben ungemein scheuen und die Jagd auf diese Weise verdorben wird. Zur Abwechslung richtet man auch wohl einmal im Jahre die Gemsenjagd mit Hunden ein. Dann läßt der Jäger den Hund entweder völlig frei nach dem Wilde spüren, oder, was am sichersten ist, er hält den Hund an einem Stricke, bis sich im Schnee oder auf schmalen Bergpfaden eine Fährte zeigt.



Alsdann wird der Hund losgebunden, und da die Gemsen einen starken Wildgeruch von sich geben, so verliert der Hund fast niemals die Fährte. Indeß begibt sich der Jäger entweder auf einen Stand, wo er weiß oder vermuthet, daß die Gemsen hindurchfliehen werden, oder, was noch besser ist, er verfolgt mit den Augen oder mit dem Fernrohre den Hund so lange, bis eine Gemse, auch vielleicht ein ganzes Rudel, aufgehezt ist, und jetzt erst pflegt der Hund einen bellenden Laut von sich zu geben. Da nun in den Bergen Alles sehr leicht gehört wird, und die Gemsen nicht weit ausreißen, so kann man die ferne Jagd ohne Schwierigkeit mit Augen und Ohren verfolgen. Hat der Hund dann die Gemse ungefähr eine Stunde gejagt, so sucht man ihn abzubrechen und zur Ruhe zu bringen, worauf die Gemse, welche man nie aus dem Auge verlieren darf, sich alsbald lagern wird, und, schon etwas ermüdet, ihre Aufmerksamkeit größtentheils fallen läßt, so daß der Jäger sie nun mit Leichtigkeit abschleichen kann, weil sie eben nicht gern wieder aufsteht und weiter flieht.

Zuweilen stellen sich jedoch die Gemsen gegen den Hund zur Wehr, besonders wenn bei dem Rudel keine Jungen sind, oder wenn ein alter Bock zugegen ist. Das Abschleichen der Gemsen ohne Hund kommt aber am häufigsten vor. Die Jäger, am liebsten zwei oder drei zusammen und niemals mehr, gehen meist des Abends vor der Jagd von Hause weg. Die erste Nacht wird in einer untern Alpenhütte zugebracht, welche man immer offen und zur Erwärmung hinreichend mit Holz versehen findet. Früh Morgens am folgenden Tage bricht man auf, und trachtet mit erstem Lichte bei der Stelle zu sein, wo man vermuthet, Gemsen anzutreffen, oder wo ein Luegi ist, das heißt, ein vortheilhafter Standpunkt, meist auf einem Grate, wo von einigen losen, auf dem Boden aneinander gelehnten Steinen ein Guckloch gemacht worden, hinter welches der Jäger, ohne Gewehr, Bündel und Bergstock, so leicht als möglich auf allen Vieren heranschleicht. Durch sein Fernrohr am Luegi späht er dann nach allen Seiten hin, ob irgendwo sich Gemsen zeigen. Die zurückgebliebenen Freunde wenden kein Auge von ihm; denn sobald er das Wild bemerkt, gibt er ein Zeichen, wo und wie viele Gemsen er wahrgenommen, und sachte kriecht er dann zu den lauschenden Gefährten zurück. Jetzt wird berathschlagt, wie das Wild am besten anzugreifen sei. Vor Allem beobachtet man den Wind, und sodann sucht man das einzelne Thier oder das Rudel abzuschleichen, ohne daß eine Witterung des naheuden Feindes zu ihm



gelange. Von Felsenstück zu Felsenstück, oder von Vorsprung zu Vorsprung bis auf Schußweite, wird dieses bewerkstelligt. Jetzt liegt der Jäger oft zu halben Stunden auf dem Bauche wie todt, weil er gesehen hat, daß die Thiere und namentlich die Vorgeiß, welche als Schildwache ausgestellt, gestört, das heißt auf etwas Verdächtiges aufmerksam gemacht worden und von ihrem Lager aufgestanden ist. Auf Händen und Füßen, das Hemd über seine Kleider gezogen, um mit der Schneefarbe zu täuschen, kriecht der Jäger auf glattem Eise hin. Jetzt zieht er seine Schuhe aus, und schleicht geräuschlos über spitze Steine und Felsstücke einige hundert Schritte weit. In der gezwungensten Stellung bleibt er wieder einige Minuten lang still und mißt die Entfernung ab, denn sobald man die Krümmung des Geweihes deutlich mit den Augen unterscheidet, so beträgt die Entfernung von dem Wilde 200 bis 250 Schritt. Endlich ist er hinter eine Felsecke gekommen, die dem Rudel hinreichend nahe ist. In argloser Unbefangenheit schreiten die Gemsen ihm entgegen, sie wittern nichts, der Wind ist dem Jäger entgegen. Mit klopfendem Herzen erkennt dieser, daß er dem Rudel nicht mehr näher kommen könne, ohne es zu verjagen; bedächtig wählt er das größte und fetteste als blutiges Opfer seiner Mühen; er schlägt an, zielt, drückt los, die Kugel fliegt saufend durch die Luft und das getroffene Wild stürzt zu Boden. Fast niemals fehlt der Schuß. Mit unbeschreiblicher Schnelligkeit flieht der aufgeschreckte Trupp davon, zumal wenn er den Jäger erblickt, oder den Pulverdampf riecht; des bloßen Knalles aber achten diese Thiere nicht, weil sie in den Bergen an das Krachen der fallenden Gletscher gewöhnt sind. Uebrigens haben die Gemsen ein zähes Leben, und wenn sie nicht tödtlich, das heißt, in der Brust, im Halse oder im Kopfe verwundet sind, heilen sie wieder schnell. Eine Gemse, deren Hinterfüße ganz lahm geschossen sind, kann oft stundenlange Strecken auf dem Eisfelde noch fortrücken. Einer Gemse wuchs einst der zerschmetterte Fuß am Knie völlig auswärts; drei Jahre nach einander sah sie derselbe Jäger, der sie verwundet hatte, ohne sie schießen zu können, und erst im vierten Jahre wurde sie seine Beute. Am gefährlichsten für den Jäger wird das Verfolgen, wenn die Gemse auf flache und steile Felsen flüchtet und der Jäger nachsteigt. Hier versteigt er sich oft so, daß er weder vor- noch rückwärts kann und froh sein muß, wenn er endlich nach stundenlangem Bemühen sich retten kann. Er muß sich dann öfters Hände und Füße aufschneiden, um durch das klebende,



gerinnende Blut sich besser anhalten zu können. Hat der Jäger endlich eine oder zwei Gemsen erlegt, so fängt die Last und Noth erst an, denn er muß nun mit der schweren Bürde wegsame Gegenden aufsuchen. Zuerst nimmt er den Thieren die Eingeweide aus, bindet die vier Füße zusammen und hängt sie sich quer über die Stirn, so daß der Körper der Thiere über dem Rücken des Jägers hängt. Hinten quer auf der Gemse liegt die Flinte an dem Flintenriemen befestigt. Zuweilen saugt der Jäger auch wohl das warme Blut der Gemse aus; denn dieses soll ein bewährtes Mittel gegen den Schwindel sein. An den Alpenstock sich lehnend, steigt er dann behutsam den Berg herab, und trägt seine Beute nach Hause.

Das Fleisch der Gemsen schmeckt vorzüglich; am besten ist das der Jungen. Die Haut, die durch's Gerben sehr weich und dehnbar wird, verarbeitet man zu Beinkleidern und Handschuhen. Die Hörner, die durch's Poliren eine glänzende Schwärze erhalten, werden als Handgriffe an Stöcken, Regenschirmen u. s. w. gebraucht.

(Aus P. J. Beumer's Naturgeschichte.)

### Die ungleichen Kinder Eva's.

Als Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben waren, so mußten sie auf unfruchtbarer Erde sich ein Haus bauen, und im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod essen. Adam hackte das Feld und Eva spann Wolle.

Eva brachte nach und nach viele Kinder zur Welt; die Kinder waren aber ungleich, einige schön, andere häßlich.

Nachdem eine geraume Zeit verlaufen war, sendete Gott einen Engel an die Beiden, und ließ ihnen entbieten, daß er kommen und ihren Haushalt schauen wollte.

Eva, freudig, daß der Herr so gnädig war, säuberte emsig ihr Haus, schmückte es mit Blumen, und streute Binsen auf den Estrich. Dann holte sie ihre Kinder herbei, aber nur die schönen. Sie wusch und badete sie, kämmt ihnen die Haare, legte ihnen neugewaschene Hemden an, und ermahnte sie, in der Gegenwart des Herrn sich anständig und züchtig zu betragen. Sie sollten sich vor ihm sittig neigen, die Hand darbieten, und auf seine Fragen bescheiden und verständig antworten. — Die häßlichen Kinder aber sollten sich nicht sehen lassen. Das Eine verbarg



sich unter das Heu, das Andere unter das Dach, das Dritte unter das Stroh, das Vierte in den Ofen, das Fünfte in den Keller, das Sechste unter eine Kufe, das Siebente unter ein Weinfäß, das Achte unter ihren alten Pelz, das Neunte und Zehnte unter das Tuch, aus denen sie ihnen Kleider zu machen pflegte, und das Elfte und Zwölfte unter das Leder, aus dem sie ihnen die Schuhe zuschnitt.

Eben war sie fertig geworden, als es an die Hausthüre klopfte. Adam blickte durch eine Spalte und sah, daß es der Herr war. Ehrerbietig öffnete er, und der himmlische Vater trat ein.

Da standen die schönen Kinder in der Reihe, neigten sich, boten ihm die Hände dar, und knieten nieder. — Der Herr aber fing an, sie zu segnen, legte auf den Ersten seine Hände, und sprach: „Du sollst ein gewaltiger König werden!“ — Eben so zu dem Zweiten: „Du ein Fürst!“ — zu dem Dritten: „Du ein Graf!“ — zu dem Vierten: „Du ein Ritter!“ — zu dem Fünften: „Du ein Edelmann!“ — zu dem Sechsten: „Du ein Bürger!“ — zu dem Siebenten: „Du ein Kaufmann!“ — zu dem Achten: „Du ein gelehrter Mann!“ — Er ertheilte ihnen also allen seinen reichen Segen.

Als Eva sah, daß der Herr so mild und gnädig war, dachte sie — „ich will meine ungestalteten Kinder herholen, vielleicht, daß er ihnen auch seinen Segen gibt!“ — Sie lief also, und holte sie aus dem Heu, Stroh, Ofen, und wohin sie sonst versteckt waren, hervor. Da kam die ganze grobe, schmutzige, grindige und rußige Schaar hervor.

Der Herr lächelte, betrachtete sie Alle, und sprach: „Auch diese will ich segnen!“ — Er legte auf den Ersten die Hände und sprach zu ihm: „Du sollst werden ein Bauer!“ — zu dem Zweiten: „Du ein Fischer!“ — zu dem Dritten: „Du ein Schmied!“ — zu dem Vierten: „Du ein Lohgerber!“ — zu dem Fünften: „Du ein Weber!“ — zu dem Sechsten: „Du ein Schuhmacher!“ — zu dem Siebenten: „Du ein Schneider!“ — zu dem Achten: „Du ein Töpfer!“ — zu dem Neunten: „Du ein Karrenführer!“ — zu dem Zehnten: „Du ein Schiffer!“ — zu dem Elfsten: „Du ein Bote!“ — zu dem Zwölften: „Du ein Hausknecht Dein Lebenlang!“ —

Als Eva das Alles mit angehört hatte, sagte sie: „Herr, wie theilst Du Deinen Segen so ungleich! Es sind doch Alle meine Kinder, die ich geboren habe: Deine Gnade sollte über



Alle gleich ergehen!" — Gott aber erwiderte: „Eva, das verstehst Du nicht! Mir gebührt und ist Noth, daß ich die ganze Welt mit Deinen Kindern versehe: wenn sie alle Fürsten und Herren wären, wer sollte Korn bauen, dreschen, mahlen und backen? wer schmieden, weben, zimmern, bauen, graben, schneiden und mähen? Jeder soll seinen Stand vertreten, daß Einer den Andern erhalte, und Alle ernährt werden, wie am Leib die Glieder.“

Da antwortete Eva: „Ach, Herr, vergib, ich war zu rasch, daß ich Dir einredete! Dein göttlicher Wille geschehe auch an meinen Kindern!“

(Gebrüder Grimm.)

### Sechs Räthsel.

1. Was für Haare hatte Tobias Hündchen?
2. Wie viele Rattenschwänze sind erforderlich, um den Mond mit der Erde zu verbinden?
3. Leser, ist Dir's wohl bekannt, sprich, wie heißt der größte Fant?
4. Welche Namen, sagt mir fein, bringen wohl am meisten ein?
5. Welche Dinge sind nicht rund?
6. Wie hieß Rain's Frau?

1. Hundehaare. 2. Einer, aber er muß lang genug sein. 3. Elefant. 4. Einnahme. 5. Kärtlinge. 6. Frau Rain.

Räthsel.



das ver=  
die ganze  
ersten und  
hlen und  
n, schnei=  
daß Einer  
Leib die

zu rasch,  
geschehe  
(Grimm.)

den Mond  
heißt der  
am mehr=

3. 1.  
I.